P.O. germ.
779 r

P.O.germ. 779 r/5 Kiefer

Scenen

aus den

Urkantonen.

Erstes Bändchen.

Lehrer und Schüler,

nach wirklichen Begebenheiten bearbeitet von

Dr. F. X. A. Küfer.

Wädensweil, gedruckt bei J. Müller.

1846.

356 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Obgleich man nicht gerne Vorreden am Eingange von Romanen sieht, indem sich der Verfasser einen Vorwurf aufzuladen, seinem Werke eine Blöße zu geben scheint, welche der strengere Leser nicht leicht hingehen läßt, sobald die Schrift mit einer Entschuldigung — und was enthalten die Vorreden gewöhnlich anders? — anfängt; so gedenke ich dennoch meinen historischen Novellen einige Worte voranzuschicken.

Manche, vorzüglich Gegner derjenigen Ansichten und Grundsätze, auf denen die Ausführung dieses Werkleins beruht, möchten der Bemerkung, welche ich den „Subscriptionsanzeigen" beifügte, die Absicht unterschieben, als sei gegenwärtige Schrift jenen Broschüren an die Seite zu stellen,

die, nicht gedenkend, daß sie die Gabe ihrer Feder dadurch entweihen, mit Wahrem auch Lüge und Verleumdung ausstreuen. Dahin gehört meine Arbeit nicht. Augenzeuge des Lebens und Treibens desjenigen Volkes, dessen Krankheiten und Uebel ich aufzudecken mir zur Aufgabe stellte, berichte ich Thatsachen, welche theils im Munde des Volkes leben, theils, weniger bekannt, ihm hier vorgelegt werden. Auf der andern Seite aber ist mir die Furcht fern, wenn Einiges auch etwas schroff dargestellt scheint und zu tiefe Wunden schlägt, als ich beabsichtigte. Mögen diese Schilderungen verbannt, deren Verfasser verfolgt werden: lieber wird er das Horatische impavidum ferient ruinæ sich zur Grabschrift setzen lassen, als das heute zur Tagesordnung gewordene, feige aciem remisit auf sich angewendet wissen und sich von seinen Brüdern ein donnerndes: „Apostat!" zurufen hören.

Der Verfasser.

Das Schicksal.

Te semper anteit sæva Necessitas.
Horat.

Eine Göttin, wunderbar gestaltet,
Doch des Himmels Thronen selbst entstiegen,
Sehen wir mit uns durch's Leben fliegen,
Fühlen, wie sie über uns hinwaltet.
Was sich auf der Erde Rund entfaltet,
Wo der siegt, die Andern unterliegen,
Zeugt von dieser Göttin ew'gem Siegen,
Das sich endlos wechselvoll gestaltet.
Jeder Mensch, von seinem ersten Morgen,
Bis zu seines Abends letzter Stunde,
Folgt der Göttin, wo sie sich hinwendet.
Heute falten seine Stirne Sorgen,
Morgen schallet ihm der Freude Kunde,
Bis die Parze seinen Faden endet.

Nachstehendes ist aus den Papieren meines Freundes, des bedauernswerthen Robert, entnommen, welcher eine Hauptstelle in dieser Erzählung einnimmt.

Noch ist kein Decennium verflossen, seitdem die betrübende Geschichte vor sich ging. Möge sie dem Jüngling eine Warnung sein, im Manne das Bewußtsein, nie sein Herz leichtsinnig verschenkt zu haben, festhalten, und bei Beiden Mitleiden für die Opfer dieser Tragödie bewirken.

Ohne weitere Einleitung lasse ich hier die Briefe meines Freundes folgen.

Den 10. September.

Du weißt es, noch nie gingen die Ferien bei mir vorüber, ohne daß ich dir eine mehr oder minder wichtige Begebenheit aus meinem Leben mittheilte. Du staunst und denkst, es sei eines meiner eigenthümlichen Abenteuer in dem verfänglichen Labyrinthe meines Treibens. Denn dieses Mal erfährst du die Entscheidung meines Schicksals und ich versichere dich, diese Herbstferien

werden mein Glück begründen, oder mich für immer unglücklich machen.

Eine interessante Bekanntschaft ist Ursache davon.

Als man mich nämlich krank von N. abholte, wurde ich hier im Hause des Doktors A. verpflegt. Zugleich befand sich eine Person dort, welche Jedermann für ein Fräulein von achtzehn Jahren hielt, die aber in der That bereits fünfundzwanzig zählte und schon sieben Jahre verheirathet ist. Sie ist schön im edelsten Sinne des Wortes; ihre großen blauen Augen entzücken und alle ihre Züge scheinen der Ausdruck eines liebenswürdigen, etwas melancholischen Charakters zu sein.

Ach! jetzt begreife ich, wo die Sache hinaus will, denkst du. Aber nur gemach!

Du kennst meine Zurückgezogenheit von Leuten, die nicht nach meinem Schnitte sind; allein hier war es mit meiner Laune zu Ende. Bereits hatte Frau B., so heißt die Person, sich von ihrem Halsübel erholt — Hr. A. hatte ihr ein Drüsengeschwür am Halse operirt — und wir

unterhielten uns bald mit Spielen, bald mit Lektüre, indem wir einige Stücke aus Shakespeare lasen. Denn was ihre Nähe besonders angenehm macht, ist ihre Bildung, wie sie bei Personen ihres Geschlechtes in den kleinen Kantonen selten zusammentrifft, etwa die Töchter der vornehmsten Häuser ausgenommen.

Ohne es zu fühlen, zog mich das stille, anspruchlose Wesen dieser Person so an, daß wir den ganzen Tag mit einander zubrachten. Ich theilte ihr Einiges aus meinen poetischen Produkten mit. Mit jedem Tage nimmt das Zutrauen zu, mit dem sie mich beehrt und bereits nennt sie mich ihren einzigen Freund, was auch zu verschiedenen Randglossen in Abendunterhaltungen Anlaß gibt. Doch ein strafender Blick ihrer schönen Augen ist jedesmal die beredteste Widerlegung alles Spottes.

Ein herrlicher Septembernachmittag lockte uns ins Freie und wir spazierten längs dem linken Seeufer hin. Eine Stelle, die in ihrer Art wohl einzig sein mag und manche Copie vorbeireisender Künstler aufzuweisen hat, bot uns einen an-

genehmen Ruheplatz. Du erinnerst dich an den Felsenvorsprung in den See, nahe der Kapelle. An einige Buchen gelehnt, die ihre schattenreichen Arme über das niedliche Plätzchen ausstrecken, befindet sich eine Bank, von der man die tiefste Stelle des Sees erblickt. Auf der andern Seite der Straße erhebt sich ebenfalls ein Felsen, von allerlei Gesträuch und dem Nachwuchse eines ausgerotteten Wäldchens bewachsen. Das ist der ausgewählte Ort meiner sentimentalen Laune, meinst du.

Bisher bestand unser Gespräch aus Betrachtungen der Gegend und Bemerkungen der reizenden Lage unsers Dorfes, welches sich an der Gränze einer kleinen, mit Obstbäumen bepflanzten Ebene erhebt, zu deren Seiten Rigi stolz in die Wolken schaut und Roßberg traurig seine Verwüstungen überblickt.

Schweigend starrten die Blicke meiner Begleiterin in den Spiegel des Sees hinunter, als wollten sie dessen Tiefe ermessen. Ihr Busen wogte sichtlich. Um sie aus dieser Bewegung zu wecken, knüpfte ich das Gespräch wieder an und fragte, als hätte ich nichts bemerkt:

„Bereits sehen Sie einer baldigen, sicheren Heilung Ihrer Wunde entgegen.“

„Leider!“ sprach sie und ein Thränenstrom überfloß ihre Wangen unter häufig wiederholtem Schluchzen.

Leicht begreifst du, daß mich bei dieser Antwort eine seltsame Ueberraschung ergriff. Voll Verwunderung betrachtete ich sie; aber ich mußte meinen Blick von ihr wenden und mit Mühe eine Thräne des Schmerzens und der Wehmuth zurückhalten. Denn erst jetzt konnte ich mir das schmachtende Sehnen ihres Blickes, welches mir so oft aufgefallen, erklären. Ein großes Leiden mußte diese Seele umwölken; allein ich getraute mich nicht, sie darum zu befragen und so blieben wir einige Zeit schweigend und verloren uns in trüben Gedanken.

Endlich hatte sich die Aufregung des Herzens gelegt; stumm ergriff sie meine Hand und wir traten den Rückweg an.

„Ohne Zweifel,“ brach sie das Schweigen, „muß Ihnen mein Betragen räthselhaft sein.“

„Ich verhehle es nicht.“

„Jene Bank hat eine zu wichtige Bedeutung für mich, als daß ich die Stelle ohne Schmerz betreten könnte.“

„Sie spannen meine Erwartung; die Gegend war Ihnen also früher schon bekannt?“

„Allerdings!“ seufzte sie; „aber die traurige Erinnerung an das Schicksal einer Person meines Alters und Geschlechtes, möchte jedesmal beim Anblicke dieser Buchen, jenen Sturm meines Gemüthes hervorrufen, dessen Zeuge sie so eben waren. Doch, erlassen Sie mir die Erzählung davon auf einen Spaziergang nach dem Kafe, daß ich dieselbe nicht unterbrechen muß.“

Ich sage dir, ich bin ganz Ohr, um ein merkwürdiges Verhältniß zu erfahren. Aber mein Herz? — Seine Regungen erschrecken mich. Wie ein Träumender wache ich auf und auf einmal dringt sich mir die unwillkommene Frage auf: wenn sie sich, geheilt von ihrer Krankheit, bald von hier entfernt? — Ja ich fühle es, schon jetzt fällt mir eine Trennung von ihr schwer und doch wäre es vielleicht besser für beide, sie müßte sich heute schon von hier entfernen.

Moralisire nun mit deiner ganzen Kaltblütigkeit über dieses Verhältniß.

Den 12. September.

Ohne die Erlaubniß des Arztes begaben wir uns also am nämlichen Tage noch einmal auf den Weg; denn ich brannte vor Begierde, die Ursache ihres Kummers zu erfahren.

Wir wählten einen andern Weg. Oestlich vom Dorf, durch eine Alee von Obstbäumen, gelangten wir zu einem hügeligen Wäldchen, das wir leicht erstiegen und unsere Augen an den manigfaltigen Ansichten der Gegend labten. Denn von der Anhöhe genossen wir einer überraschenden Fernsicht. Zunächst breitet sich zu unsern Füßen ein herrliches Ländchen aus, in einer anmuthigen Ebene, an deren Grenze sich in der Mitte unser stattliches Dorf erhebt. Rigi zur Linken und Roßberg zur Rechten, schauen in majestätischer Größe hinab auf den fruchtbaren mit vielfachen Reihen schöner Bäume bepflanzten Boden.

Am äußern Ende des Dorfes dehnt sich der See aus, wie ein großer Fluß, dessen mit abwechselnden Naturschönheiten besäete Ufer an die reizenden Gegenden des Rheines oder der Donau erinnern und endlich in unkenntlicher Ferne sich in einen bläulichen Schleier hüllen, der sie dem Auge entzieht.

Aber erschrocken heftet sich das Auge auf die Rückseite des Hügels; denn es begegnen ihm die Verwüstungen des Roßberges durch dessen Einsturz am 2. September 1806. Wo einst das anmuthigste Thal, von krystall'nen Quellen durchschnitten, das Auge des Wanderers ergötzte und die zufriedenen Einwohner mit einem zwar armen, aber genügsamen Hirtenleben beglückte; da strotzt die Gegend rings umher von Gräueln einer nicht zu beschreibenden Erschütterung. An der Stelle fruchtbarer Wiesen hauchen unheimliche Moräste ihre giftigen Dünste aus, wo reich mit Früchten beladene Bäume das Gemüth des Einwohners mit Dank gegen den Schöpfer erfüllten und das Thal zum Paradiese machten, da streben zwischen den ungeheuern Schutthaufen Dornengebüsch und nutz-

lose Sträucher auf; wo sprudelnd eine Quelle den Gaumen von Menschen und Vieh erfrischte, breitet sich eine stinkende Pfütze aus; wo endlich Familien in ruhiger Zufriedenheit und in der Einfalt der Patriarchen ein Leben zubrachten, das ihnen zu viel darbot, um zu darben und zu dürftig war, als daß sie sich der Schwelgerei der Städte hätten überlassen können; kurz — wo hunderte von Menschen glücklich waren, da thürmen sich unermeßliche Steinmassen zum Himmel empor und wo schuldlose Herzen geschlagen, da krächzt nun die unfreundliche Eule, oder verbirgt sich der schlaue Fuchs, oder kauert eine hinterlistige Schlange. Eher sollte man die Ueberbleibsel eines Sodoma hier suchen, als das Grab eines kernhaften zufriedenen Volkes, das, sich selbst genug, nicht nach der Lüsternheit ausländischer Erzeugnisse gierig war; aber unerforschlich sind die Gerichte der Weltordnung! —

Während ich, in solche Betrachtungen versunken, mich ganz dem Eindrucke überließ, den dieser erschütternde Anblick auf mein Gemüth ausübte, bat mich meine Begleiterin, mich an ihre

Seite auf den reichlich mit Moos bekleideten Hügel zu setzen und sie begann ihre Erzählung.

„Vorerst bemerke ich Ihnen" — fing sie an „daß Sie manches überraschen wird, was ich Ihnen erzähle. Es ist wirklich traurig, von einem Lande, dessen merkwürdige Stätten jährlich tausende von Reisenden besuchen, um eine Skizze derselben in ihr Tagebuch aufzunehmen, von einem solchen Lande solche Scenen erfahren zu müssen und ich würde lieber schweigen, hätte ich Sie nicht würdig gefunden, jedes Geheimniß meines Herzens zu erfahren Denn dieses so schöne Hirtenländchen, so reich an ruhmvollen Ahnen, ist gegenwärtig so arm an edeln Menschen und man würde sich schämen, sich bei Ausländern als Bürger meines Vaterlandes zu bezeichnen, fände man nicht einen bessern Trost am freilich noch fernen Horizont der aufgehenden Morgenröthe einer Aufklärung, die die Stumpfheit des Volkes allmälig verdrängt. —

„Ein Mädchen von beiläufig sechszehn Jahren war eben aus dem Töchterinstitute einer schweizerischen Stadt zurückgekehrt, als in ihrem Va-

terlande zwei Parteien in gegenseitiger Reibung die Köpfe der Diplomaten beschäftigten. Dieses Mädchen, aus dem Kanton Unterwalden, eine lebhafte Brünette, wohl gewachsen und den Töchtern des Ortes damals an Bildung überlegen, schloß sich dessenungeachtet den Gespielinnen ihrer früheren Jugend wieder an und beschämte dadurch die steifen Schönen der vornehmern Klasse, welche, meistentheils in den Klöstern gebildet, voll stolzer Ironie auf die niedern Stände, wie die Rittersöchter des Mittelalters auf ihre Unterthanen, herabschauen. Das Betragen Josephinens, so hieß unsere Heldin, war also den Leuten ungewohnt und erregte nicht selten Aufsehen, und besonders da sie sich berechtigt halten konnte, die Gesellschaften der Vornehmen zu besuchen, indem sie die einzige Tochter bemittelter Eltern war und den Töchtern der ersten Beamten an Bildung keineswegs nachstand.

„Josephinens Vater war damals einer der wenigen edeln Männer, welche sich weder durch die verfänglichen Lockungen, zu Ehren und Würden zu gelangen, noch durch die Drohungen der

Geistlichkeit verleiten ließen, die Rechte ihrer Mitbürger mit Füßen zu treten, und da auch die Erziehung seines Kindes nicht gerade der beschränkten Richtung der inländischen Schulen entsprach; so ist es unnöthig zu bemerken, daß sich manches Auge der Vorsteher auf das Benehmen der freisinnigen Tochter richtete. Eine Bekanntschaft mit dem Sohne eines reichen ehrlichen Mannes gab endlich einem derselben Vorwand genug, öffentlich über das sittenlose Leben einer gewissen Tochter loszuziehen und über den nachtheiligen Einfluß fremder Bildung an heiliger Stätte seine Verwünschungen zu ergießen. Sein Zweck war erreicht. Des Mädchens Vater fand sich bewogen, sein Kind den Verdächtigungen gemeiner Zungen zu entziehen und zu seinen Verwandten in einem andern Kantone zu entfernen."

„Aber wie wurde diese Bekanntschaft verrathen?" unterbrach ich die Erzählerin.

„Eine gewisse Marie A. war die vertrauteste Freundin Josephinens."

„Marie A.," rief ich verwundert. „Ich glaube diese Person zu kennen."

„Es ist möglich; ihr Bruder studirte letztes Jahr in N. Diese Marie wußte sich von Kindheit an so in das Zutrauen Josephinens einzuschleichen, daß ihr keine Falte des unerfahrenen Herzens entging. Auch die Bekanntschaft mit jenem jungen Manne wurde von ihr eingeleitet und unterstützt, so daß dieselbe Josephinens Vater lange entging. Endlich streute diese Person die abscheulichsten Gerüchte über ihr argloses Opfer aus, entdeckte das ganze Verhältniß den Eltern und brachte Josephinen in nicht geringe Verlegenheit.“

„Welche abscheuliche Familie!“ unterbrach ich sie abermals. „Denken Sie sich das sonderbare Zusammentreffen von Umständen. Auf ähnliche Weise wurde ich vom Bruder obiger Marie hintergangen.“

Ueberdrüssig des widrigen Eindruckes, den diese neue Entdeckung auf mich machte, bat ich Frau B. fort zu fahren.

„Josephine befand sich also in einer neuen Umgebung, die ihr anfangs wenig behagen wollte; doch fand sie sich bald in derselben zurecht und spielte ihre Rolle fort, wie zu Hause. Denn ich

muß Ihnen sagen, daß dieses Mädchen in seiner ganzen Natur so beschaffen war, daß sie wenigstens nicht in den ihr angewiesenen Wirkungskreis paßte. Lebhaft und von äußerst gefälligem Charakter, vereinigte sie die seltsamsten Eigenschaften. Einerseits war sie so gefühlvoll, daß sie, leicht ergriffen von jedem Mißverhältnisse ihrer Mitmenschen, oft Stunden lang sich einer düstern Melancholie hingab und über Plänen, das Glück der Menschheit betreffend, brütete, die einem ausgezeichneten Genie Ehre gemacht haben würden; anderseits aber charakterisirte sie jener jugendliche Leichtsinn, der sich häufig Jedem in die Arme wirft, sobald er irgend eine Aehnlichkeit von Naturgaben zu erkennen glaubt. Ich könnte Sie daher nur ermüden, würde ich Ihnen alle Mißverhältnisse aufzählen, in die sich Josephine stürzte durch das öftere voreilige Freundschaftschließen mit listigen Menschen, die ihr Vertrauen nur zu erschleichen suchten, um es zu mißbrauchen. Eben dieser leichte Sinn, wenn ich mich so ausdrücken darf, war aber auch die Ursache, welche sie leicht über Verlurste tröstete, die für sie nur Belehrung

sein konnten. Ihre Talente waren vielseitig ausgebildet durch Lektüre und jene weibliche Bildung, die ihr nie Zeit ließ, über ihre eigene Lage zu trauern, da sie sich mit Arbeiten beschäftigte, die zugleich ihre Phantasie in Anspruch nahmen und die schönste Unterhaltung gewährten.

„Mit der Sonne blitzten die muntern Augen Josephinens und, ein Liedchen trillernd, reichte sie zuerst ihrem neuen Liebling, einem schönen Kanarienvogel, seine Nahrung und weckte durch ihr Geräusch die Hausgenossen, die es jedoch dem Mädchen leicht verziehen, da ein lustiges Lied aus dem Munde der jungen Sängerin, unter Begleitung ihres Zimmerkameraden, der dazwischen zwitscherte, sie für den Schlaf entschädigte, aus dem sie geweckt wurden.

„Aber wie verwundert waren die guten Leute, als nicht mehr die lieblichen Töne eines schönen Liedes, sondern nur das einförmige Lärmen des Kanarienvogels sie aus dem Schlafe weckte. Die Sängerin war stumm. Litt sie vielleicht an einer Krankheit? Es war unwahrscheinlich; denn sie hatte ihre blühende Gesichtsfarbe beibehalten und

dennoch suchte sie die Einsamkeit auf und hängte ihr lockiges Köpfchen und brütete in immerwährendem Schweigen, was besonders auffiel, da sie vorher durch ihr munteres Plaudern die ganze Einwohnerschaft des zahlreichen Hausgesindes unterhalten hatte. Sie pflegte nicht mehr der Rosenstöcke unter ihrem Fenster; doch sah man hie und da ein Vergißmeinnicht an ihrem Busen die Stelle eines zarten Röschen vertreten."

„Unser Sepeli ist nicht mehr das junge lustige Blut," sagte die beleibte Hausfrau zu ihrem magern Ehemann, als sie sich zu Bette begeben wollten.

„Hab's auch schon bemerkt," erwiderte dieser; „sein ganzes Wesen ist verändert." —

„Seit jener schöne Fremdling bei ihr nächtliche Visiten macht," entgegnete die Magd voll Spitzfindigkeit.

„Pah!" unterbrach sie der ehrsame Mann; „sogleich eine Heirath! Hätte ich doch hundert Frauen, wenn es allemal wahr gewesen wäre, was ihr alten Schwätzermäuler einem auf den Hals laden wolltet."

„Es ist nicht meine Gewohnheit in den Wind zu schwatzen“ — wendete die Magd trotzig ein; — „aber ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen, wie sie mit dem Fremden so vertraulich that, als wäre es ihr Bruder, wie sie ihm die Hand reichte und die seinige nach ihren schönen Lippen führte. Ich sage euch, wenn das ihr Vater wüßte!“

„Nichts Verdächtiges von unserem Sepeli!“ sagte der Hausherr im Ernst, indem er seine Hand nach dem Weihwasser ausstreckte, um sich zu bekreuzen und dann im Schlafe seine Sorgen abzuschütteln — „es ist ein braves Mensch und zudem geht das Jahr bald zu Ende und sie muß sich von ihrem Fremden trennen und dann nimmt die Geschichte ein Ende.“

„Solches sprachen die Hausgenossen Josephinens und rümpften die Nasen. Die Heldin unserer Geschichte selbst aber befand sich in einer fatalen Lage. Noch schwebte das Bild ihres einst so lieben Theodors zu lebhaft vor ihrer Seele, als daß sie ihn so leicht hätte vergessen können. Allein die unbegränzte Verehrung des väterlichen

Willens verbot ihr, ferner solchen Gedanken nachzuhängen. Dazu war sie noch jung und der schöne Fremde konnte leicht die Liebe des erstern ersetzen. Zwar hatte sie kein weiteres Unterpfand für die Redlichkeit ihres Wilhelm — so nannte sich der Fremde, welcher sie zuweilen besuchte — als dessen Betragen selbst, das, weit entfernt von der Lüsternheit sonstiger junger Leute seines Alters, die strengste Sittsamkeit so unbefangen beobachtete, daß Josephinen kein Zweifel über dessen ehrliche Absichten übrig blieb."

„Wilhelm war schön, schlank, von edler Gestalt. Seine hohe Stirne zeugte von Genie und Willenskraft und alle seine Züge ließen Spuren eines edeln Charakters zurück, so daß auch der geübteste Beobachter in dessen ganzer Physiognomie nicht das leiseste Merkmal von Verstellung oder Falschheit hätte entdecken können. Zwar gab ihm sein langer krauser Bart ein seltsam wildes Aussehen, das aber durch den sanften Blick seiner schönen dunkelbraunen Augen gemildert wurde. Regelmäßig erschien er, wenn die Nacht eingebrochen, aus dem benachbarten Städtchen und gab sich für

einen von der Universität heimgekehrten Juristen aus."

„Wohl mancher Abend entfloh den Liebenden zu schnell, während sie sich Luftschlösser bauten in ihrem Träumen, wieder zertrümmerten und neue schufen. Plötzlich traf ein Brief von Josephinens Vater ein. Ein Blitz, der aus heiterem Himmel zu den Füßen des arglosen Wanderers niederfährt, erschreckt diesen nicht so, wie der Anblick dieses Briefes Josephinen.

„Hat er vielleicht etwas erfahren?"

„Es lief ihr glühend über die Stirne."

„Aber der Brief ist ja so herzlich geschrieben, wie ihn nur ein gütiges Vaterherz schreiben kann. Freundlich wurde sie eingeladen, in die Arme ihres Vaters, der so zärtlich um sie besorgt war, zurückzukehren, um eine Handelschaft zu leiten, die er eingerichtet hatte."

„Nein! mein Vater weiß nichts davon," sprach sie seufzend — „sonst hätte er strenger geschrieben. Er glaubt mich zu befreien, indem er mich in die Heimath zurückruft und legt mir da-

durch neue, schwere Bande auf. Doch à la bonne heure! es ist sein Wille, und ich gehorche."

„So dachte das gute Kind und harrte klopfenden Herzens des Abends, um ihrem Wilhelm das Säftchen beizubringen so sanft als möglich. Eine Stunde schwindet um die andere, er kommt nicht; es wird zehn, eilf; er kommt nicht. — Was muß sie denken?"

„Ist er treulos? Nein! sein Blick bürgt für seine Seele. Vielleicht ist ihm auf dem Wege von rohen Leuten etwas Leides geschehen. Das Mädchen war fürchterlich beängstigt. Endlich begab sie sich zu Bette mit dem etwas tröstlichern Gedanken, ihr Wilhelm sei gewiß unwohl und wolle sie es nicht wissen lassen. Schlaflos wälzt sie sich auf ihrem Lager umher, ihr Herz so voll, als wollte es bersten. Trübe Ahnungen entwickelten sich in einem furchtbaren Traume, wo sie ihren lieben Wilhelm todt erblickte."

„Sie erwachte und weinte und tröstete sich wieder mit dem Abend. Dieser kam und verschwand, wie der gestrige."

„Josephinen ward immer schwerer um ihren

wogenden Busen, und die Hausleute bemerkten, wie sie umsonst ihre Thränen verbarg; doch schrieben sie es dem Briefe zu, den sie erhalten hatte. Auf diese Weise verging mancher Abend, und der Sonntag nahte, der letzte Tag, den Josephine an dem theuren Orte ihres Exils zubringen konnte."

„Wenige Tage des Kummers waren hinreichend, die Rosen ihrer Wangen zu bleichen; ihre Augen schwammen fortwährend in Thränen; doch hoffte sie noch auf den Sonntag, an dem er gewiß nicht wegbleiben wird. Vielleicht sieht sie ihn im Städtchen; denn sie geht hin, um sich ein Andenken zu holen, das sie ihrem Wilhelm mit dem letzten Kusse überreichen will: einen schönen, von ihren Haaren geflochtenen Ring."

„Es wird Sonntag; Josephine ist mit einer Freundin im Städtchen. Schon umfaßt der schöne Talisman ihren niedlichen Finger, und sie durchirrt noch voll Neugierde einige Straßen, um sich Verschiedenes zu kaufen. Endlich wird sie von ihrer Gefährtin gemahnt, sich auf den Rückweg zu begeben. Ihr Herz wallet in ängstlicher Spannung."

„Soll ich ihn nicht sehen?“ seufzt sie verlegen, und eine Thräne benetzt den Ring, und sie schreitet gedankenvoll über den Hauptplatz hin, bis sie sich auf einmal von einer Menge Volkes hingerissen sieht. Sie kann nicht zurück, sie muß mit fort, wenigstens bis zur Kirche, wo ein beliebter Prediger sich sollte hören lassen.“

„Ohne es zu wissen, ging sie mit, bis sie die Hallen des Tempels umfingen. Dicht in einander gedrängt, stand eine ungeheure Masse Volkes, wie sie sich nur an großen Festen sehen läßt, wenn ein beliebter Redner auftritt.“

„Heilige Stille schwebt über den vielen hundert Häuptern der in tiefer Andacht ergossenen Menschen. Dumpf hallet vom Thurme die Stunde des Gebetes; es ertönt ein Gesang von einem Chor Jungfrauen, und der Prediger tritt auf, ein junger Mönch aus dem Jesuitenorden. Alle Köpfe strecken sich empor, um den Mann zu sehen, der ihnen sogleich eine beredte Strafpredigt halten soll; nur Josephine steht still, eines Gedankens voll: Wilhelm. Die Worte des vom Mönche vorgelesenen Evangeliums wecken die

Träumerin, die Stimme fällt ihr auf, ist ihr bekannt. Sie zittert vor dem schauderhaften Gedanken. „Täusche Dich nicht, armes Herz! er ist es nicht!“ seufzt sie leise. Doch wie ein Blitz durchfährt es die Arme: es ist der wohlbekannte Ton seiner Stimme.“

„Aengstlich windet sie sich durch die Menge, bebend in der qualvollsten Spannung: „Wenn er es wäre!“ hallte es in jedem Winkel ihres schrecklich gefolterten Herzens. Endlich hat sie mit aller Anstrengung ihrer Kräfte den Pfeiler umgangen, hinter dem sie gestanden und — befand sich dem Redner gegenüber.“

„Gott im Himmel!“ hallt es gellend durch die Bögen der finstern Tempelgänge, und Josephine wird von den sie Umgebenden hinausgetragen in's Freie.“

Die Erzählerin hielt inne, eine Thräne glänzte in ihrem schönen Auge. Ich schrieb sie dem Eindrucke zu, den die Erinnerung an die trüben Schicksale ihrer Jugendfreundin auf sie hervorbrachte. Sie hatte sich wieder gefaßt und spann den Faden weiter.

„Dieser Auftritt hatte in der Kirche weiter kein Aufsehen erregt, indem man solcher Scenen gewohnt ist, und Jedermann gab die Ohnmacht, in die Josephine gefallen, der dichten, verpesteten Luft, die sich durch den immerwährenden Andrang von Leuten anhäufte, zur Schuld.“

„Ein schwerer Schlag hatte das unglückliche Mädchen getroffen. Sie erwachte und athmete mit Mühe die freie Luft ein. Plötzlich erinnerte sie sich des Vorgegangenen. Sie hatte sich nicht geirrt; der Prediger war ihr Wilhelm, den sie so oft umarmt, den sie mit glühenden Küssen überhäuft. Ein Thränenstrom erleichterte endlich das befangene Herz der Armen und sie ging schluchzend nach Hause, wo sie der erste Schmerz in seiner ganzen Heftigkeit überfiel.“

„Wilhelm!“ rief sie, die Hände ringend aus, „armer Wilhelm!“

„Ermattet sank sie auf ein Sopha, wo sie ein tiefer Schlummer, ähnlich der vorigen Ohnmacht, überfiel, aus dem sie die Hand ihres — — Geliebten weckte.“

„Erlassen Sie mir die Schilderung folgender Scene.“

„Ich beschwöre Sie! Erholen Sie sich und setzen Sie die Geschichte der schönen Dulderin fort,“ bat ich die Erzählerin, gespannt auf den Ausgang eines Drama, welches mich erschütterte, und hin und herrathend über das Ende eines Verhältnisses, das mich ergriff, als wäre ich eine dabei betheiligte Person gewesen.

„Josephine schlug die Augen auf; ihr zarter Körper schien der Last des Leidens, welches sie getroffen, nicht gewachsen zu sein. Gänzlich ermattet, konnte sie sich kaum erheben; denn sie hatte es verschmäht, irgend eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Mit Mühe konnte sie die Worte hervorbringen: „Wilhelm! warum hast Du mir das gethan!“ — Mit diesen Worten zog sie sanft ihre Hand, die er gefaßt hatte, aus der seinigen und lehnte sich, ihr Auge von ihm wendend, an das andere Ende des Sopha.“

„Nun ändert sich die Rolle unsers Helden.

„Sie glauben vielleicht, dieses Wort habe ihn niedergeschmettert, die Folter des Gewissens

ihn vor ihren Richterstuhl gerufen und er sich vor dem schuldlosen Opfer seiner unglücklichen Leidenschaft auf die Knie geworfen und sie mit seinen Thränen benetzt. Allein Sie irren sich, wenn Sie das denken. Allerdings war dieser Mensch, wenn er den Namen noch verdient, etwas überrascht, als er sah, welchen leidigen Strich ein ungebetener Zufall durch seine Rechnung gemacht hatte. Allein bald hatte er seine Verlegenheit beseitigt, und wie ein abgefeimter Räuber, wenn er auch von dem lauernden Auge des Eigenthümers entdeckt wird, seinen Fang dennoch in Sicherheit zu bringen weiß, so betrachtete unser Wilhelm seine Josephine eine Weile schweigend und hatte bereits seine Stellung bestimmt. Denn wahrscheinlich befand er sich nicht das erstemal in solcher Lage."

„Du bist sehr krank, meine Liebe!" sagte er mit schmeichelnder Theilnahme und ergriff ihre Hand wieder."

„Der strafende, schmerzvolle Blick aus dem rothgeweinten Auge des armen Mädchens würde

jeden Andern außer Fassung gebracht haben. Abermals entzog sie ihm die Hand."

„Josephine! Du wirst doch nicht etwa —"

„An meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wolltest Du gewiß sagen," warf sie ihm mit einem ironischen Lächeln vor.

„Ich verstehe Dich wahrhaftig nicht; doch Du bist sehr schwach." Indem er die letzten Worte aussprach, zog er aus seiner Rocktasche eine kleine Flasche köstlichen Getränkes, die er oft schon mitgebracht, holte eine Tasse herbei, goß dieselbe halb voll und bot sie dem Mädchen an. Nach langem Weigern schlürfte sie einige Tropfen, die sie neu belebten. Nun erwartete er den Angriff."

„Aber wie wagst Du es noch, hieher zu kommen, nachdem Du mich so treulos hintergangen!" warf sie ihm mit einer erheuchelten Strenge vor, die sie aber nicht lange beibehalten konnte, indem sie auf's Neue von der Erinnerung ihrer traurigen Lage hingerissen wurde.

„Er schlug die Augen nieder und antwortete in scheinbarer Wehmuth:

„Du hast also wirklich meinen Stand entdeckt?“ —

„Bei dem schmerzvollen und, wie es schien, ungeheuchelten Tone seiner Stimme vergaß Josephine ihr eigenes Leiden. Sie sah in Wilhelm nicht den Betrüger, sondern den Unglücklichen, welcher aus Liebe zu ihr seinen Stand vergessen. Sollte sie ihm also noch zürnen, da er unglücklicher war, als sie selbst? Nein, er verdient ihr Mitleiden. So dachte die Betrogene und umarmte ihn voll Zärtlichkeit mit den Worten:

„Wir sind sehr unglücklich!“

„Nicht so unglücklich, wie Du vielleicht glauben magst.“

„Wilhelm! täusche mich nicht mehr!“

„In der That, meine Liebe! oder meinst Du vielleicht, ich hätte es gewagt, verbrecherisch diesen Mund zu berühren, oder auch nur diese Hand zu ergreifen, wenn ich von den Fesseln des Berufes, in dem Du mich erblicktest, wirklich gebunden wäre?“

„Das war zu unerwartet für Josephinen, als daß sie sich auf den Augenblick hätte fassen

können. Er war also der ihrige; dieser Gedanke erfüllte sie mit Wonne und sie fragte ihn, voll der freudigen Ueberraschung:

„Wie! Du wärest noch nicht geweiht?" — ihr Auge glänzte von der Hoffnung, welche ihre Seele durchstrahlte.

„Noch bin ich frei und deinetwegen will ich es bleiben," versicherte der Falsche in seiner argen Tücke.

Ein anderer trauriger Gedanke umwölkte plötzlich die Stirne der tugendhaften Josephine. Sie meinte nun im Begriffe zu sein, diesen jungen, talentvollen Mann dem ihm angewiesenen Wirkungskreise zu entreißen, eine Seele dem Klosterleben zu entführen, und das wollte sie nicht. Lieber zog sie es vor, unglücklich zu bleiben, als ihren Wilhelm von der Tugend abwendig zu machen und dieses stellte sie dem Heuchler so zärtlich vor, daß nur ein Ungeheuer seines Schlages die Larve beibehalten konnte. Alle seine Beredtsamkeit, die er ausgezeichnet in seiner Macht hatte, wurde nun aufgeboten, die Getäuschte auch über diesen Punkt zu beruhigen und mit leichterm

Herzen theilte sie ihm darauf den Willen ihres Vaters mit. Er versprach, sie zu begleiten.

„Wie Beide den übrigen Abend zubrachten, mag ich Ihnen nicht mehr beschreiben und ich beeile mich, die Erzählung ihrem Ende zuzuführen.

„Noch bemerke ich, daß sich Beide des andern Tages am verabredeten Orte längs diesem See trafen und wohlgemuth der Wolf das Lamm in seinen Klauen dem Vater zuführte, da es zum Opfern noch nicht reif war. Ein anderes Schicksal erwartet Josephinen nun zu Hause."

Hier unterbrach ich meine Gefährtin, indem ich ihr Verschiedenes aus meinen Erfahrungen mittheilte.

Den ferneren Verlauf der Geschichte vernimm im folgenden Briefe.

Den 15. September.

„Mit aller Zärtlichkeit eines Vaters, der sein einziges Kind so lange vermißte, wurde Josephine zu Hause empfangen, und auch der Fremdling,

welcher, sie zufälliger Weise auf ihrem Wege begleitet zu haben, vorgab, mit der zuvorkommendsten Gastfreundlichkeit aufgenommen. Da Wilhelm eine bewunderungswürdige, oder vielmehr bedauernswerthe Kunst in seiner Gewalt hatte, sich nach Belieben jedem Menschen, den er in sein Garn zu fischen gedachte, anzupassen: so konnte es auch hier nicht fehlen, daß ihm des Mädchens Vater eine freundliche Aufmerksamkeit schenkte und ihm sogar ein Asyl in seinem Hause anbot, um sich nach Gefallen eine Wohnung im Dorfe ausfindig zu machen, da er längere Zeit zu verweilen versprach, indem er für die Errichtung einer benachbarten Bildungsanstalt Aktien sammeln werde.

„Wenn gleich Josephinens Vater ein Mann war, der nichts weniger als dem jesuitischen Systeme huldigte; so ehrte er den jungen Gast nichts destominder, nachdem er auch erfahren, welchem Zweck die vorgebliche Anstalt bestimmt sei. Denn er sah in ihm nur den verständigen, ehrlichen Mann, der, obschon entgegengesetzter Ansichten, die er nicht verhehlte, dennoch sich in einer ver-

nünftigen Mäßigung bewegte, auch der Gegenpartei ehrenvolle Rechnung trug und ihr keineswegs das Recht entzog, wo es ihr gebührte. Durch solches Betragen gelang es dem Listigen, den Vater seines Opfers an sich zu fesseln und sich gleichsam in diesem Hause unentbehrlich zu machen. Denn jeden Tag nahm das vertraute Verhältniß zwischen den beiden Männern zu und Josephine wünschte sich von Herzen Glück, so nahe dem Gegenstand ihrer Liebe leben zu dürfen. Schon hoffte sie, an der Seite Wilhelms zu thronen als seine glückliche Gattin, schon träumte sie, wie ihr Vater mit Wohlgefallen auf das Glück seines Kindes blicke und sein Greisenalter sich dabei verjünge.

„Allein dabei durfte der Betrüger nicht bleiben. Er hatte sich bereits in die Gunst des Vaterherzens zu schleichen gewußt; diese Gunst nun in aufopfernde Liebe zu verwandeln und zu sichern, war nun seine Aufgabe.

„Vorerst mußten dessen politische Ansichten von Grund aus erschüttert und dann über den Haufen geworfen werden. Alles wurde nun an-

gewandt, die feinsten Schlingen gelegt, um den Arglosen zu fangen, die sprechendsten Beispiele angeführt, um ihn zu überzeugen; aber Alles mit so viel Vorsicht, daß der Unbefangene lange nur die lockende Schaale bewunderte und den giftigen Kern nicht ahnte. Endlich erwachte der gute Genius in der Seele von Josephinens Vater.

„Zwar bemerkte der Erwachende nicht gleich die Ursache des Schlafes, in den man ihn eingewiegt hatte; eine andere Entdeckung leitete ihn allmählig darauf hin. Er sah nämlich, wie Wilhelm sich nach und nach, wenn auch ganz schüchtern, seiner Tochter näherte; diese aber war nicht so bewandert in der Verstellungskunst, daß sie nicht zuweilen, wenn sie sich auch alle Mühe gab, unbefangen zu erscheinen, dennoch einige Spuren eines früher schon entstandenen vertrauten Verhältnisses verrieth. Das Auge des Vaters wurde nun mißtrauisch und wachte mit verdoppelter Sorgfalt.

„Könnte es sein, dachte er bei sich, daß dieser ein Heuchler, ein Betrüger sei? Hat er sich vielleicht in mein Haus gestohlen, um das Herz

meines unerfahrnen Kindes zu bethören, sie zu fesseln — ins Verderben zu stürzen, und mich mit ihr? — So fragte sich das besorgte Vaterherz.

„Keineswegs entging dem Schlauen die Veränderung, welche in dem Betragen des Vaters eingetreten und es fehlte ihm auch nicht an List, seine Rolle zu ändern. Aber es war zu spät; der gesunde Verstand des Schweizers nach altem Maßstabe hatte gesiegt und eines Tages wurde dem Ueberraschten ganz ernst und dennoch freundschaftlich die Bitte vorgetragen, er möchte sich um eine andere Wohnung umsehen, indem man die bisher von ihm besetzten Zimmer zu andern Zwecken zu benutzen genöthiget sei.

„Josephinen brachte diese Nachricht eine tiefe Wunde bei; denn sie kannte ihren Vater, sie wußte, daß er nicht der Mann sei, den man hintergehen könne. Den Tag des Scheidens von Wilhelm brachte sie traurig in ihrem Zimmer zu und sah nun sich ein neues, nicht minder großes Hinderniß, als das erste, ihren Aussichten aufthürmen. Sogleich sah ihr Vater, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen; aber er fühlte es

mit großem Schmerz. Denn es entging ihm nicht, daß sein Kind schon zu sehr eingenommen sei, als daß es so leicht wieder geheilt würde. Sollte er es wieder entfernen? — Die List des Argen würde sie überall aufspüren und zu Hause war sie einer eben so großen Gefahr ausgesetzt; denn Wilhelm hatte sich in der Nähe bei einem Geistlichen einlogirt, von wo aus er nach Belieben zu den Fenstern seines Mädchens hinschauen konnte, ohne bemerkt zu werden. Ohngeachtet der sorgfältigsten Vorsicht und Besorgniß des guten Vaters wurde dennoch ein geheimes Einverständniß fortgesetzt und zwar schriftlich. Denn schon hatte Wilhelm eines Tages von Josephinen vernehmen müssen: er dürfe ihre Schwelle nicht mehr betreten, auf bestimmten Befehl ihres Vaters. Nun galt es Vorsicht und Entschlossenheit.

„Ein Mädchen von Josephinens Alter und deren Jugendfreundin, aber von zweideutiger Geburt, wurde nun auserlesen, die Vermittlerin zu spielen. Der Geistliche, bei welchem Wilhelm wohnte, war längst in seinen Plan eingeweiht,

bot diesem hülfreiche Hand und konnte als Taufpathe dieses Mädchens Alles bewirken.

„An einem schönen Herbstmorgen sah man zwei Jäger auf den benachbarten Hügeln herumstreifen und einer elenden Hütte zugehen. Es war der Geistliche und Wilhelm, die sich der Wohnung Klara's, des bezeichneten Mädchens näherten. Eine ältliche Frau beschäftigte sich bei dem vor der Hütte stehenden Brunnen mit Waschen verschiedener Kleidungsstücke. Das Gesicht dieses Weibes hatte etwas so Widerliches, daß man sie auch ohne weitern Grund nur mit Eckel betrachten konnte. Denn jeder ihrer Züge trug das Seinige dazu bei, den Ausdruck eines abscheulichen Charakters zu verstärken.

„Klara! siehst du nicht wer dort kommt?“ rief sie vorwurfsvoll in die Hütte hinein und wies ihrer Tochter die zwei Jäger, welche von der Alten herzlich bewillkommt und mit einer Vertraulichkeit behandelt wurden, die jeden Zuschauer hätte befremden müssen.

„Klara kam unter die Thüre und kaum hatte sie die Kommenden gesehen, trat sie mit scham-

hafter Schüchternheit, welche mit dem frechen Blicke ihrer Mutter den grellsten Gegensatz bildete, zum Geistlichen hin und küßte ehrfurchtsvoll die dargebotene Hand. Gewiß hatte sich Raphael einen solchen Kopf vorgestellt, als er das Bild der Unschuld malte. Denn das blühendste Gesicht, dessen Augen sich beim Anblicke des Fremden senkten, und auf dessen Wangen zwei Rosen ihre Gluth ausbreiteten, reich mit blonden Locken umwallt, trat den Jägern entgegen. Dieses würde jeden Fremdling um so mehr überrascht haben, da der Raum einer vollen Stunde die einsame Wohnung von andern Häusern trennte und in dieser menschenleeren Gegend abgeschlossen, sich solche Leute befanden. Zwar brachte es theils die traurige Lage dieses Kindes mit sich, da es keinen Vater kannte, als die Vorsehung und sie schon dieser Umstand von der Gesellschaft der übrigen Mädchen ausschloß; aber doch war sie edel, voll einer guten, mit Tugend ausgerüsteten Seele, gebildet, wie man es bei ihr am allerwenigsten erwartete. Denn Josephine hatte von Jugend auf ihrer Verlassenheit gepflegt. Eine

seltsame Gleichheit des Charakters und der natürlichen Eigenschaften hatte ein so zärtliches Band um die Seelen dieser zwei Mädchen gewunden, daß kein Unterschied des Standes Josephinen bewegen konnte, die arme Klara deßwegen zu vernachläßigen. Josephine, obschon von gleichem Alter mit ihr, war also gleichsam ihre Mutter und ihr Vater sah dieses gerne, da er von dem gewöhnlichen Vorurtheile der Verachtung schuldloser Geschöpfe, die eine blinde Leidenschaft aus der Gesellschaft schloß, frei war. Daß aber dieses Kind unter der Pflege einer verdorbenen Mutter, die es gleicher Schande zu opfern gedachte, so rein blieb, ist freilich seltsam; aber blüht nicht auch die Lilie zuweilen an der Seite einer Giftpflanze? —

„Bereits hatten sich die Jäger im Innern der armseligen Hütte an einen baufälligen Tisch gesetzt und die Alte bediente sie mit frischer Milch und Butter. Denn so elend diese Wohnung schien, so zeigte sich zwischen ihrem äußern Zustande und dem, was sich in derselben befand, ein sonderbarer Contrast. Den Tisch, oder vielmehr einige

auf Balken genagelte Bretter, beluden reinliche Geschirre und Lebensmittel, wie sie gewöhnlich nur bemitttelte Leute genießen. Eine geheime Hand mußte also hier Unterstützung leisten.

„Klärchen wird von Tag zu Tag größer, schöner," sprach der eine von den Jägern.

„Gewiß haben Sie das vor neunzehn Jahren nicht gedacht," versetzte die Alte schmollend.

„Bscht!" warnte der betroffene Jäger mit aufgehobenem Finger und sandte dabei seinem Gefährten einen verstohlenen Blick zu, wobei sich dessen Mund in ein höllisches Beifallslächeln verzog.

„Nur Schade," nahm die Alte das Wort, „daß das dumme Mensch immer so schüchtern ist und sich beim Regen jeder Maus ihre Wange röthet. Auf diese Art wirst du es dein Lebtag nie so weit bringen, als ich," wandte sie sich voll teuflischen Stolzes an das Mädchen, welches bei diesen Worten zusammenfuhr.

„Wirklich habe ich schon manchmal über die Sache nachgedacht," fuhr das Weib fort, „daß man Leute meines Schlages so dumm verachtet und uns zu beleidigen meint, wenn man uns Hei=

matlose nennt; haben wir doch ein besseres Leben als die hundert armen Teufel, die, bei all ihrem Stolze auf ein eigenes Vaterland, am Abend ihre Kinder hungernd zu Bette jagen und nicht wissen, wie sie dieselben auf den Morgen füttern werden. Aber wir haben die großen Herren in den Händen; um einen kleinen Dienst kann man sich einen hochgestellten Mann auf Lebenszeit verbinden, nicht wahr, Herr Kaplan?" fragte sie spöttisch einen der Jäger, welcher in Gedanken seine Blicke auf den Boden heftete. Wohl mochte ihn eine ernste Erinnerung beim Anblicke Klara's in trübe Stimmung versetzen. Denn keines Menschen Herz ist so verdorben, daß nicht zuweilen ein treffender Zufall einen Blitz seines Gewissens aufwecken könnte. Wer hatte wohl mehr Grund bittere Reue zu fühlen, als dieser Mann, als — — Vater des unglücklichen Mädchens und dabei seine Stellung unter den Mitbürgern als — — Priester und Seelenarzt. — Aber eben diese Stellung in der menschlichen Gesellschaft ist es, die das Aufkeimen besserer Gefühle unterdrücket, wenn man in seiner Leidenschaft zu weit gegangen. Der

Sturz von solcher Höhe ist zu tief, als daß man seinem Gewissen folge und diese falsche Scham macht den Stempel aller jener Volksbetrüger unter der Larve des Priesterthums und jener Tyrannen mit der Weihe der Landesväter, von denen Beiden unser Zeitalter wimmelt.

„Doch wir wollen uns wieder zu Klara's Mutter wenden, die den Jäger in seinem Nachsinnen mißtrauisch beobachtet und mit höhnischem Trotz folgende Worte an Wilhelm richtet:

„Und wollen sich solche Herren belieben, launig zu werden und die Hand von unser Einer abzuwenden; dann fragt man sie nur: mein Herr! wissen Sie, wie das Mädchen heißt? — und das ist die trefflichste Arznei, die Hypochondrie zu verjagen und die Herren in guter Stimmung zu erhalten."

„Schweig, Alte!" fuhr der Jäger zornig auf; aber als er den spöttischen Blick des Weibes sah, mäßigte er sich und sagte ernst:

„Klara muß mir einen Dienst erweisen, wenn du's zufrieden bist?"

„Hab's doch gedacht," fuhr ihm diese in die

Rede, „hab's gedacht, der Herr werde den Bogen ein wenig abspannen, ehe er bricht. Denn wenn es Ihnen gefällt, so versorgen sie das Mädchen anderswo, hab' ich es ja mit aller Mühe und mütterlichen Sorgfalt nie dahin bringen können, daß sie meinem Beispiele folgt.“

„Kein Wort mehr davon! Klara muß mir einen Dienst leisten; indessen mag sie uns verlassen..“

„Auf einen Wink der Alten entfernte sich das Mädchen, froh, dieser Folter los zu sein. Ihr junger Busen wogte in tobender Bewegung und dankend hob sie ihr Auge zu den Wolken empor, den Himmel anflehend, er möge sie schützen, daß sie nicht werde, wie ihre Mutter. Was sie gehört, brachte ihrem reinen Herzen eine tiefe, lange unheilbare Wunde bei, die immer blutete. Denn von diesem Tage an ergötzten sie nicht mehr die Reize der herrlichen Natur, an deren Schöpfungen sich bisher ihre Augen labten. In düsterer Schwermuth starrte sie dahin, bereuend, daß sie ein solches Leben fortzuführen gezwungen sei. Denn es stritten zwei Gefühle in

ihrem Gemüthe. Sollte sie die Mutter verlassen und bei ehrlichen Leuten ihr Brod suchen? Aber Jedermann wird die Heimathlose mit Abscheu von seiner Thüre weisen, seinen Kindern warnend das verrufene Geschöpf zeigen und doch fände sich vielleicht eine edle Seele, welche sich voll Theilnahme ihrer erbarmen und sie aufnehmen würde. O wie glücklich würde sie sich schätzen, auch nur bei einem armen, aber ehrlichen Handwerker die niedrigsten Dienste zu verrichten; gerne würde sie darben mit den Unglücklichen! —

„Aber was soll aus ihrer Mutter werden? Bald ist sie schwach und alt, kein Mensch nimmt sich ihrer an; denn sie ist verrufen als ein Scheusal und muß zu Grunde gehen, wenn sie ihre Tochter noch verläßt. Zwar will sie ihr einziges Kind dem Laster hinschlachten, wendet Alles an, es in's Verderben zu stürzen; aber sie ist eine Mutter, wenn auch eine elende. Die Kindesliebe siegt in der Seele der tugendhaften Klara; sie will bleiben, ihr Dasein einem verworfenen Geschöpfe opfern, dessen Kind zu sein, sie das

Unglück hat. „Du wirst mein Beschützer sein!“ ruft sie zum Himmel mit gefalteten Händen und ein Thränenstrom entquillt ihren Wangen.

„Aber hätte sie nur von ferne der Gedanke beschlichen, daß sie ihre reine Hand hingeben sollte, um Josephinen dem Verderben zuzuführen; o sie wäre verzweifelt. Ihr Herz blutete ja schon zu sehr, als daß es auch noch dieser Wunde bedurft hätte.

„Unterdessen hatte das Kleeblatt im Innern der Hütte seine ruchlosen Pläne geschmiedet und die beiden Jäger entfernten sich schweigend. Das Ziel ihrer Jagd war erreicht; sie stiegen wieder bergabwärts, dem Dorfe zu.

„Die Alte rief Klara in die Wohnung und gab ihr den Auftrag, ein Billet an Josephinen abzugeben, sobald und geheim als möglich. Nur der Name ihrer Freundin klärte das Antlitz Klara's wieder auf. Mit vor Freude leuchtenden Blicken nahm sie das bezeichnete Briefchen, um sich sogleich ihrer Aufgabe zu entledigen.

„Wenn ein Wort von dem, was Du so eben hier hörtest, über Deine Lippen kommen

sollte; so erwürge ich Dich. Du kennst mich.“ Mit dieser Drohung entließ die Grausame ihre Tochter.

„Klara aber wurde nun auf einmal sehr beängstigt; sie hüpfte nicht mehr so munter den Berg hinunter, wie ein junges Lamm, sondern ging langsam und voll trauriger Gedanken ihren Weg, indem sie bald das für sie so geheimnißvolle, verschlossene Blatt anschaute, bald über dessen Inhalt Betrachtungen und Vermuthungen anstellte. „Die arme Josephine fällt hier gewiß in eine Grube,“ seufzte das gute Kind. „Soll ich das Briefchen entsiegeln, lesen und mich überzeugen? Nein! ich werde sonst einer grausamen Behandlung ausgesetzt, ja nicht mehr sicher sein. Wohlan! ich übergebe es; ist Josephine noch die alte, so wird sie mir nichts verheimlichen.“

„Unter solchen Erwägungen erreichte Klara das Dorf und betrat mit schwerem Herzen das Haus Josephinens, der sie unbewußt eine Schlinge bereiten half. Ich will es nicht unternehmen, Ihnen die freudige Ueberraschung zu schildern, in welcher sich Josephine der treuen Seele um den

Hals warf. Denn es war das erste Wiedersehen, seitdem sie sich zu ihren Verwandten nach Z. entfernt hatte. Der Vater sah in diesem Mädchen das beste Mittel, seiner Tochter die Grillen aus dem Kopfe zu bannen.

„Endlich, endlich halte ich Dich einmal in meinen Armen," sprach Josephine; „Du mußt mich nun alle Tage besuchen und wir arbeiten und plaudern dann mit einander, wie früher. Denn ich habe Dir Vieles, Vieles zu erzählen." Bei diesen letzten Worten senkte sie traurig ihr Köpfchen, als bereute sie, dieselben vor ihrem Vater ausgesprochen zu haben.

„Ich will euch nicht stören; aber Klärchen," sprach der Vater, „wenn Du kannst, so komme jeden Tag zu Josephinen, die jetzt sehr lange Weile hat, bis die Erinnerungen sich bei ihr ein wenig verlieren"; er nickte ihr freundschaftlich zu und verließ das Zimmer.

„Josephine ließ ihrer Freundin keine Zeit, auch nur zu einem Worte zu kommen. Sie mußte sich neben sie hinsetzen und nun begann sie, die Geschichte ihrer sonderbaren Leiden zu erzählen

und fügte am Ende bei: „dieser Wilhelm ist der beste Mensch auf der Welt! Sieh', meinetwegen legte er sein Ordenskleid ab, bewirkte die Erlaubniß, sich in unserem Dorfe aufzuhalten, um in meiner Nähe zu sein und sagt mir jedesmal, wenn er mir zum Abschied die Hand reicht: „Josephine! nur mit Dir will ich glücklich sein und diesen herrlichen Menschen kann mein unbarmherziger Vater einen Heuchler, Betrüger nennen!" rief sie traurig aus.

„Klara, durch diese unerwartete Entdeckung erschüttert, sah das Gefährliche ihrer Sendung nur zu wohl ein und entgegnete mit warnendem Ernste:

„Aber wenn Dein Vater seine Gründe dabei hätte?"

„Du hast Recht, wir wollen den Willen des Vaters ehren," antwortete Josephine beschämt und schielte dabei ihre Freundin mißtrauisch an, ohne daß diese etwas bemerken konnte. Bereits bereute sie, ihr das ganze Verhältniß entdeckt zu haben und das erstemal thürmte sich eine Scheidewand zwischen diesen früher schwesterlichen Her-

zen auf. „Sie könnte von meinem Vater bestimmt sein, unsre Pläne auszuforschen," dachte die abermals Betrogene bei sich.

„Doch Du sagtest mir vorher von einem Auftrage," wandte sie sich an Klara.

„Diese fuhr zusammen, ihr Blick wurde unsicher, die Gesichtsfarbe wechselte —

„Du erschreckst mich!" rief ihr Josephine zu; „ist Dir unwohl?"

„Die schwerste Krankheit würde ich gerne, ja mit Freuden ertragen, könnte ich Dich dadurch von dem Uebel befreien, welches seine Wurzeln schon so tief in Dein unerfahrenes Herz geworfen. Es ist wahr, nur mit Schmerzen entledige ich mich eines Auftrages, der mich von solchen Menschen nichts gutes ahnen läßt. Hier ist ein Billet von Wilhelm."

„Von Wilhelm," sprach Josephine ganz freudetrunken, „und Du zögertest so lange, Grausame!"

„Es ist jetzt noch zu früh!" entgegnete Klara.

„Schon hatte Josephine den Brief aufge-

rissen, ihr Auge verklärte sich beim Lesen desselben und voll Selbstvertrauen reichte sie ihn dann ihrer Freundin mit den Worten: „Richte das Herz meines Wilhelm, nachdem Du dieses gelesen.“

„Ich kann Ihnen das nämliche Billet noch wörtlich wiederholen:

„Josephine!“

„Nun verzweifle nicht mehr, meine Liebe! „was wir schüchtern zu hoffen wagten, wird bald „wirklich geschehen. Kein Zufall wird hoffentlich „dieses Mal den Bau zerstören, welchen ich un„ternommen.“

„Aber, Geliebte! ohne dich wird mir jeder „Tag zur Ewigkeit und es bestürmen mich düstere „Gedanken; wenn ich in der Dämmerung einen „einsamen Spaziergang verfolge: dann denke ich „an dich und seufze:

„Sei gegrüßt in deiner tiefen Stille,
„Holder Augenblick der Einsamkeit!
„Um mich breitet ihre schwarze Hülle
„Jetzt die Nacht mit ihrem Schattenkleid.
„Düster ist's, wie hier, in meinem Herzen,

„Schwarz, wie Nacht, ist meiner Seele Blick,
„Denn die Jugend, ach! mit ihren Scherzen,
„Weicht in Stunden der Melancholie zurück.“
„Möchten, schauervolle Stille, deine Schatten
„Nie, nie meinem öden Geist verweh'n;
„Möchten Nächte sich an Nächte gatten
„Und der schwarze Flor der Seele nie vergeh'n!
„Säh' ich nicht der Morgenröthe Steigen,
„Nicht des Abends traulich scheidend Licht:
„Ach! ich sähe auch des Schicksals Reigen,
„Meines Lebens trübe Tage nicht.“

„Doch wir wollen hoffen, daß uns der „morgige Abend befreie.“ —

„Indessen harret mit Sehnsucht
„Dein
„Wilhelm.“

„Mir bangt vor diesem Menschen,“ sagte Klara, Josephinen das Blatt zurückgebend, mit einem ernsten, forschenden Blicke auf sie.

„Und ich bedaure dich,“ erwiederte diese, daß du mein Glück nicht besser zu würdigen weißt. O würdest du meinen Wilhelm kennen!“

„Ich kenne ihn, doch nicht von einer edeln

Seite. Aber was soll das Unterstreichen des morgigen Abends bedeuten?"

„Wirst du mich nicht verrathen?"

„Das von meiner Josephine," entgegnete Klara wehmüthig. „Lebe wohl! ich will nichts wissen, nur Dich warnen."

„Vielleicht sehen wir uns nicht sobald wieder," flüsterte Josephine der Scheidenden noch unter der Thüre nach.

„Noch trauriger, als sie gekommen war, trat die besorgte Klara ihren Rückweg an. „Ohne Zweifel wird er sie entführen," dachte sie, „und ich soll dazu schweigen? Die einzige Seele, welche mein Alles ist, einem Abgrunde zuwandern sehen, ohne ihren Sturz zu vereiteln? Nimmermehr. Aber wie die Sache angehen?" — Das war freilich schwierig, fast unmöglich für sie. Denn zur bestimmten Stunde mußte sie bei der Alten eintreffen, wollte sie sich nicht harten Mißhandlungen aussetzen und daheim war das abscheuliche Weib ihr Kerkermeister, der jeden ihrer Schritte beobachtete. Während des Tages durfte sie sich zudem nicht Josephinens Wohnung nähern,

ohne von dieser bemerkt zu werden. Wie konnte sie also den Vater warnen? — Sie hatte keinen Menschen, dem sie die Gefahr, welche über Josephinens Haupte schwebte, anvertrauen konnte.

„Wirklich sollte die schrecklich Getäuschte entführt werden. Wilhelm hatte sich durch seine Liste des Charakters des Vaters seines Mädchens zu gut versichert, als daß ihm die Ausführung seines Planes fehlschlagen sollte. Zwar sah er einerseits den unbeugsamen Widerwillen, ihm seine Tochter anzuvertrauen; andererseits aber war es ihm nicht entgangen, welche Zärtlichkeit das väterliche Herz an das Wohl des einzigen Kindes feßle und er konnte also dennoch hoffen, dieser Mann werde, nachdem er gesehen, wie die Tochter sich nicht einem andern Schicksale hingeben wolle, seine Hand nicht mehr zurückziehen und Beiden sein Haus wieder öffnen, was Wilhelms Zweck war. Der Gedanke, das Glück Josephinens nicht zu zertrümmern, wird das väterliche Gemüth besiegen.

„So überlegte Wilhelm die Sache.

„Indessen vergingen zwei für Josephinen

unendlich lange Tage; es nahte der entscheidende Abend. Fürchterlich kämpften zwei Gefühle in dem bewegten Herzen des Mädchens. Nun sollte sie ihren Vater verlassen, der sie so innig liebt, so zärtlich für sie sorgt. Wird sie ihn wieder sehen? — Sie hofft es zwar und doch beschleicht sie eine unheimliche Angst. Schon will sie sich dem Getäuschten zu Füßen werfen und seine Verzeihung anflehen. Aber Wilhelm ist es ja, dem sie vertraut, Wilhelm, der heiß Geliebte. Der Vater kann das Unglück seines Kindes nicht wollen; er wird sie wieder aufnehmen, wenn er es ruhig überlegt hat, wird die Tage seines Alters am Herzen der glücklichen Tochter verträumen und sich freuen.

„Mit diesen Gedanken trat sie zum Vater hin, um ihm gute Nacht zu wünschen; aber sie durfte ihr Auge bei diesem ersten Betruge nicht zu ihm empor erheben, befangen senkte sie es. Denn hätte sie den traurig forschenden Blick des Vaterauges gesehen, hätte sie die Thräne bemerkt, welche in demselben zitterte: sie hätte sich voll bitterer Reue an sein Herz geworfen.

„Gute Nacht, mein Kind!" sagte er mit herzlichem Händedruck. Josephine eilte auf ihr Zimmer und heiße Thränen erleichterten den Sturm des bedrängten Herzens.

„Doch jetzt mußte sie sich sammeln: jetzt, oder nie! dachte sie. Sie wartete, bis Alles im Hause ruhig war. Lange und marternd, als schleppten sie bleierne Gewichte an den Füßen, schlichen die Stunden dahin; jeder Schlag vom Kirchthurme schien an dem Busen des Mädchens zu widerhallen. Bereits hatte sie ihr Feierkleid angezogen, sich gerüstet und harrend stand sie unter der Fensteröffnung ihres Zimmers. Die Nacht ist so finster, so schaurig öde. Forschend sendet sie ihre Blicke nach dem Ende des Dorfes hin, wo ein Wagen ihrer wartet. Ein empfindlicher Frost durchrieselt ihre zarten Glieder; sie begiebt sich auf das Ruhebett. Doch hier wird sie den Kommenden nicht hören. Schon glaubt sie das dumpfe Geräusch von Fußtritten zu vernehmen, das immer deutlicher wird; sogleich ist sie wieder am Fenster. Von ferne nähert sich eine verhüllte Gestalt, steht auf dem Platze vor

ihrem Hause still. Eilig will Josephine ihr Zimmer verlassen; aber sie hat sich getäuscht: der Nachtwächter ruft die eilfte Stunde, es ist nicht Wilhelm. Sie zittert bei dem Gedanken, der Vater möchte aufwachen „Wirst du auch diesen Abend vereiteln, Mißgeschick?" seufzte sie. Wieder die vorige unheimliche Stille. Endlich dringt das leise, kaum vernehmbare Husten einer bekannten Stimme an ihre Ohren. Sie schaut herab, es steht Jemand an der Hausthüre. Er ist unbemerkt herbeigeschlichen und erwartet die Kommende. Leise, als bewegte sie sich nicht, schwebt Josephine die Stiegen hinunter, öffnet die Thüre und Wilhelm, der lang Ersehnte, tritt ein. Endlich sind sie frei; bald werden sie zwei rüstige Pferde von dannen führen und in Windeseile hintragen an den Altar, wo der Priester den unzertrennlichen Bund weihen wird.

„Du bist bereit?" flüsterte er.

„Ich bin's," konnte sie mit Mühe antworten.

„Schon umschlingt sie der theure Arm des Geliebten, schon berühren ihre Finger die Thüre,

um zu scheiden; noch ein Augenblick und sie sind frei.

„Nun lebe wohl, Alter! und tobe Deine Wuth aus, bis wir wieder kommen!" sprach Wilhelm höhnisch und setzte den Fuß auf die Schwelle, um das Haus zu verlassen.

„Nicht so eilig, Schurke!" donnerte plötzlich den Ueberraschten eine Männerstimme an und der Räuber lag auf dem Boden, von kräftiger Hand niedergeschmettert.

„Josephine, bebend durch den unerwarteten Schlag, stand vor ihrem erzürnten Vater, wie ein Missethäter, über dessen Haupte das Schwert der Gerechtigkeit gezückt ist, vor dem Richter seines Vergehens. Obgleich gequetscht durch den nicht vorgesehenen Sturz, war Wilhelm doch sogleich wieder auf den Beinen, gab dem Mädchen ein Zeichen und entfloh. Aber des Vaters kräftige Hand hielt die des Kindes und zog es ins Haus.

„Geh auf Dein Zimmer und laßt uns morgen über das Vorgegangene sprechen," sagte der Erzürnte zur Tochter, die sich kaum auf den

Füßen halten konnte. Beide brachten den übrigen Theil der Nacht schlaflos zu: Josephine in banger Erwartung, ihr Vater in traurigem Nachdenken; denn der Schmerz hatte die Aufregungen des Zornes verdrängt.

„Mit Mühe hatte sich das Mädchen auf ihr Bett geworfen, wo sie, ganz zerrüttet, in einer Betäubung, die nur durch häufiges Schluchzen unterbrochen wurde, hinbrütete. Es war ihr erstes Vergehen gegen ihren Vater; aber ein schweres. Wird er ihr verzeihen? — Sie zittert, wenn sich das Bild des Zornigen vor ihre Seele stellt. Sie hat dem väterlichen Herzen für seine Zärtlichkeit Verstellung, für seine Besorgniß listige Heuchelei entgegengesetzt. Und Wilhelm? was wird aus ihm werden? Alles, Alles verloren! — Allein wer hat sie verrathen? Niemand wußte darum. Plötzlich fällt ihr ein, daß Klara Wilhelms Brief gelesen. „Auch meine vertrauteste Freundin treulos? die einzige weibliche Seele, die mir noch theuer ist, undankbar!" — Endlich weichen ihre Kräfte der Mattigkeit, die sie allmählig einnimmt. Ein Schlummer,

ähnlich einer Ohnmacht, beraubt sie des Bewußtseins und der Traum breitet über der Leidenden seine Fittige aus.

„Josephine steht am Sterbebette ihrer seligen Mutter. Bereits benetzt der Todesschweiß die kalte Stirne der Scheidenden und der letzte Kampf erwartet sie. Aber in diesem Momente tritt ihre einzige Tochter an das Lager der sterbenden Mutter, hingeführt vom Vater, dessen Herz von bitterer Trauer gepreßt ist. Doch der furchtbare Kampf, welcher im Herzen des mit schwerer Schuld beladenen Kindes wüthet, ist marternder, als das Ringen der in den letzten Zügen Liegenden. „Du hast die Lehren derjenigen, welche Du bald nicht mehr siehst, vergessen, verachtet, mit Füssen getreten!“ so ruft ihr die aufgeweckte Stimme des richtenden Gewissens zu. „Wird sie mir vergeben?“ seufzt die Arme und auch von ihrer brennenden Stirne trieft der Schweiß. Noch einmal flimmert das schwache Flämmchen des Lebens in der Sterbenden auf, mit Mühe reicht sie Josephinen die dürre, kalte Hand, mit matter Stimme bringt

sie die Worte hervor: „Mein Kind! ich vergebe Dir!“ Ihre Seele entschwebt.

„Sie hat mir vergeben,“ schluchzt die Tochter; „werden auch Sie mir verzeihen?“ Sie wirft sich dem gerührten Vater zu Füßen. „Ich verzeihe Dir!“ Er schließt sie, seine einzige Hoffnung, in die Arme und scheint an ihrem Busen den Verlust zu vergessen, der ihn in diesem Augenblicke durch den Tod seiner geliebten Gattin getroffen.

„Josephine erwacht, reibt sich die glühende Stirne und erinnert sich schmerzlich des Vorgegangenen. Ach! es war ja nur ein Traum!

„Doch es ist bereits heller Tag, sie muß sich zum Vater begeben, um ihr Urtheil, das sie so strenge verdient, anzuhören. Wird er ihr wirklich verzeihen? —

„In größter Verwirrung kleidet sie sich an, und ihre unsichern Schritte tragen die Unglückliche hinunter, in das Zimmer ihres Vaters, der sie erwartet. Er sitzt an seinem Schreibtische und heißt seine Tochter, neben ihm Platz nehmen.

„Ihre zitternde Hand ergreifend, sagt er

in ruhigem Ernste: „Mein Kind! Du hast schwer gesündigt, Deinen Vater, der Dich so innig liebt, hintergangen; die Ermahnungen Deiner sterbenden Mutter vergessen, ich will nicht sagen, verachtet. Denn Du bist schändlich verführt worden. Dein getrübtes Auge sagt mir, daß Du die noch nicht vollbrachte That bereuest. Sei von nun an meine alte Josephine, ich vergebe Dir und nun laßt uns von dem Geschehenen schweigen."

„Das hatte sie nicht erwartet. Kein Wort konnte das Mädchen hervorbringen, nur die Hand des Vaters mit ihren Thränen benetzen. Doch dieser tröstete sie, suchte sie zu zerstreuen, indem er sie unaufhörlich beschäftigte.

„Aber die Ruhe Josephinens war geraubt, keine Zerstreuung, keine Beschäftigung konnte ihr dieselbe wieder geben. Sie brütete in beständiger Melancholie über trüben Gedanken. Zwar hatte sie aufrichtig ihr Vergehen bereut; aber bald wirkte das Gift, welches sie unmerklich eingesogen, wieder in ihrer Seele und verdrängte die bessern Gedanken. „Was ist aus Wilhelm ge-

worden? Wer hat uns verrathen?" — fragte sie sich ängstlich. Den Vater um Aufschluß zu bitten, wagte sie nicht. Doch es konnte ja nur Klara sein und wir wollen das Räthsel lösen.

„Als Klara das Haus ihrer Freundin verlassen, stiegen in ihrer beänstigten Seele wohl hundert Entschlüsse auf, die sie alle zu gefährlich fand und verwarf; doch einer mußte ausgeführt werden. Wohlan! sie kam zur bestimmten Zeit zu ihrer Mutter, die sie nicht auf die zarteste Weise ausforschte, ob sie sich ihres Auftrages genau entledigt. Bevor sie sich zu Bette legten, trank das Weib ihr Fläschchen Branntwein und Klara gab sich alle Mühe, muthwillig zu scheinen, sprach der Alten zu, sich ja nichts abgehen zu lassen.

„Teufelskind! was führst Du im Schilde, daß Du mich heute berauschen willst?" fragte diese laut auflachend. „Leuchten Dir vielleicht meine Lehren und Ermahnungen besser ein?"

„Hast ja schon lange gesagt, ich soll in Deine Fußstapfen treten," erwiederte Klara un-

befangen; „nun will ich damit beginnen, Deine Schülerin zu werden.“

„Brav! Mädel! Du mußt eine Hure werden, wie Deine ehrwürdige Mutter; aber dazu brauchts noch viel, bis Du die Sache so fein anzustellen weißt. Um des Himmels willen! wie wird es im Alter mit mir aussehen, wenn Du mich nicht unterstützest; das kannst Du aber nie, so lang Dein dummes Gehirn voll gepfropft ist von Deiner einfältigen Ehrlichkeit, die am Ende doch der Teufel holen soll, wenn man dabei nichts zu kauen hat. Aber der verfluchte Branntwein macht mir die Augen schwer, mein Herzenskränklein. Wollen dann morgen sehen; indessen gewöhne Dich nur nicht an dieses Gift, das unser Einer freilich eine Wohlthat ist, so lange es gehen mag“ und mit diesen Worten spühlte sie ihren lechzenden Rachen mit einem ordentlichen Glas voll.

„Kaum hatte sich die Alte auf ihr Lager geworfen, so fing sie zu schnarchen an, als befänden sich ein halbes Dutzend Schweine an ihrer Stelle. Klara wachte, schlich dann auf den

Zehen, die Schuhe in den Händen tragend, zur Hütte hinaus, hüpfte den Berg hinunter, zog die Klingel an Josephinens Wohnung, als wollte sie noch in den Laden. Zwei-, dreimal verhallte der Schall, ohne daß sich irgend Jemand regte. Wenn nun gerade Josephine aufwachte! — Endlich öffnet sich die Thüre und eine barsche Stimme fragte um die Ursache so später Störung; allein wie der Vater Klara erkannte, führte er sie freundlich in ein Nebenzimmer und war gespannt, was wohl das Mädchen noch so spät in sein Haus bewegen könnte. Als Klara den Ueberraschten gewarnt, entfernte sie sich eiligst, kam keuchend in ihre Wohnung zurück, wo sich die Mutter noch in dem nämlichen Zustande befand, wie vorher und das gute Mädchen freute sich, eine edle That vollbracht zu haben, ohne gestört worden zu sein: „Nun ist meine theure Josephine ihrem Verführer entrissen!"

Dadurch wurde die Entführung verhindert.

„Wie die Rose durch den ermattenden Hauch des Westwindes erbleicht und ihre Reize verliert, so sah der besorgte Vater sein einziges, früher

so hoffnungsvolles Kind hinwelken. Denn ohne Wilhelm will sie nicht glücklich sein. Ehrenvolle und brave junge Männer aus der Umgegend boten dem jungen Mädchen die Hand; aber sie hätte es verschmäht, die Gattin des ersten Beamten zu sein, sie hätte einen Thron ausgeschlagen. Nur ihn will sie, keinen Andern. Denn immer noch glaubt die Bethörte, nicht irre geführt worden zu sein, immer noch steht sie für die Redlichkeit ihres Wilhelm. Kann denn ein Mensch, der in der zartesten Blüthe seiner Jugendjahre seine Seele dem Himmel vermählte, den Lockungen und Reizen des Lebens entsagte und nur durch eine reine Neigung, seinen Beruf auf einem andern Wege zu erfüllen, zurückgeführt wurde, um an Josephinens Seite seine Bahn glücklich zu durchwandeln, kann ein solcher Mensch ein Betrüger, ein Verführer sein? Josephine glaubt es nicht; kein Geschöpf hat den Grad solcher Verdorbenheit erreicht, denkt sie. Wir wollen sehen. —

„Doch wie konnte ihrem Verlangen noch

entsprochen werden? — Eine Hoffnung blieb ihr noch.

„Bald trat ein Festtag ein, an dem sie zur Beichte gehen wollte. Um vielleicht Nachrichten vom Schicksale ihres Geliebten zu erhalten, war sie gesonnen, bei jenem Geistlichen zu beichten, den wir bereits als Jäger in Klara's Wohnung kennen lernten und bei dem Wilhelm gewohnt hatte.

„Dieser verhängnißvolle Tag kommt. Mit schwerem Herzen begiebt sich Josephine in die Kirche, tritt vor den Richterstuhl des Herrn, um über ihre wichtigste Angelegenheit Rath zu holen. Der beichthörende Priester spricht ihr Muth ein, sich den Fügungen der Vorsehung zu ergeben, indem er ihr Hoffnung macht, das Gitter des Beichtstuhles vermittelst einer verborgenen, innerhalb angebrachten Klappe öffnet, dem Mädchen einen Brief übergiebt und ihr empfiehlt, genau nach demselben zu handeln.

„Leichtern Herzens, als hätte Gott selbst ihr Vergebung der Sünden ertheilt, verläßt Jose-

phine die Hallen des Tempels und liest folgendes Billet:

„Geliebte!

„Nicht Zufall, wie Du vielleicht glaubst, „Verrath hat unser Glück vereitelt. Doch nur „guten Muthes! Bereits habe ich erfahren, daß „Du das Zutrauen Deines Vaters wieder besitzest. Du staunst? Deine Magd hat dem Geistlichen, welcher Dir diesen Brief übergiebt, den „ganzen Hergang der Sache entdeckt.

„Nun, meine Liebe! muß auf's Neue gehandelt werden. Oder haben Dich etwa lächerliche Vorurtheile eingenommen? Nein! Du bist „noch meine alte Josephine.

„Morgen wird die Köchin des Geistlichen „in Deinen Laden kommen, um sich etwas zu „kaufen. Alsdann giebst Du ihr einen Brief mit „den genauesten Nachrichten, wie ich Dich abholen soll und wo. Deiner Magd vertraue „nichts.

„Indessen begebe ich mich sogleich an meinen alten Platz, erwarte Dein Schreiben und „denke, es gelingt diesesmal gewiß;

„Denn bleichen alle Sterne
„Und stirbt ihr trüg'risch Licht,
„Der Hoffnung trau' ich gerne,
„Sie stirbt am Grabe nicht.

„Dein

„Wilhelm."

„Die erste Ueberraschung hat sich gelegt und auf's Neue erwartet das Mädchen ein harter Kampf, der sie vollends hinzuraffen droht. Soll sie ihren Vater noch einmal betrügen? — Verzeihen wird er ihr ohne Zweifel; denn seine Güte hat keine Grenzen und wagt sie es diesesmal nicht, so ist alle Hoffnung auf immer verloren.

„Nie hatte sich der leiseste Verdacht in der Seele des nachsichtigen Vaters wieder geregt; desto größer war der Kummer um die Gesundheit seiner Tochter, die von Tag zu Tag schwächer zu werden schien. Eine Geschäftsreise nach Italien sollte für Josephine die schönste Erholung sein. Bereits war der Tag der Abreise bestimmt, und der Vater konnte die Stunde kaum erwar-

ten, in der er sein Kind der verzehrenden Schwermüthigkeit entreißen könnte.

„Schnell mußte also dagegen eingeschritten werden. Mit zitternder Hand schrieb Josephine den verlangten Brief und gab ihn der bezeichneten Person. Klara weiß von allen Machinationen nichts, wird also diesesmal auch nicht der Schutzgeist ihrer Freundin sein können. Während Josephinens Vater Alles auf die nahe Abreise vorbereitete, rüstete auch das Mädchen sich, etwa um den Vater zu begleiten? — Nein! um ihm eine neue Wunde zu schlagen. O wie groß ist die Macht der Verführung!

„In jenen Tagen schicken sich zwei Männer im Hause des genannten Geistlichen an, sich zu verkleiden; es ist Wilhelm und sein Gefährte, die in Ordenskleidern herbeigeschlichen und sich nun in Bürger umwandeln.

„Aber wenn Ihnen der Zufall auch diese Schlinge zerreißt, was fangen Sie dann mit dem Mädchen an? Mir will die Sache nicht

einleuchten,“ sprach Wilhelms Begleiter kopfschüttelnd.

„Mit verachtendem Blick erwiederte dieser: „Das glaube ich wohl, daß Du noch zu wenig Loyola's Schüler bist, mein Sohn! Indessen ist es hier schlechterdings Dein Geschäft, die Befehle Deines Obern zu vollziehen und nicht weiter zu forschen.“

„Um Vergebung, ehrwürdiger Vater! meine Ueberzeugung beruht zwar auf der Gewandtheit, mit der Sie unserm heiligen Orden schon so bedeutende Unterstützungen verschafften; allein ob das Kind, von dem hier die Rede ist, so leicht in ein Kloster gesperrt wird, ist eine andere Frage.“

„Nur nicht so kurzsichtig, mein unerfahrener Sohn! man fragt hier nicht: willst Du? Du mußt, heißt es bei uns. Oder glaubst Du, wir, die zusammen einen ungeheuren Körper bilden, dessen Nerven sich in den Winkeln jedes Landes kreuzen, wir wären zu schwach, das Vermögen dieses Mädchens an uns zu ziehen?“

„Sie werden mir verzeihen, wenn ich noch immer an dem Erfolg dieses Unternehmens zu

zweifeln wage. Josephinens Vater muß seine Einwilligung hergeben, sonst ist alle Mühe verloren und das scheint mir das Schwierigste von Allem."

„Freilich der Charakter dieses Mannes ist fest wie eine Eiche; aber heftige Stürme entwurzeln ihn und ich versichere Dich, der hiesige Seelsorger, der zum Schein freisinnig, im Geheimen aber unser Anhänger ist und gerade dadurch das kleine Häuflein der Liberalen vollends verwirrt, wird den alten Kauz, gleich nach der Entfernung seiner Tochter, bewegen, dieser sein Vermögen zu verschreiben und ihr nach Frankreich zu folgen, wo sie, wie man ihm vorgiebt, glücklich mit Wilhelm verbunden ist. Dieser Pfarrer ist das bereitwilligste Werkzeug unserer Hände und zugleich der Mann, welchem Josephinens Vater Alles vertraut. Jetzt sage mir von mißlingen!"

„Dann wird er auf der Reise in Schatten gestellt und sein Geld spaziert in den hundertarmigen Beutel unsers Ordens, während Jo-

sephine in klösterlicher Zelle für ihre Jungfrauschaft sorgt und für gutes Gelingen betet."

„Richtig! solche Sprache gefällt mir, mein Sohn!"

„Aber die Heimathlose?"

„Ist für heute unschädlich gemacht und sollte ein unvorgesehenes Hinderniß eintreten, so hilft dieses," und der Abscheuliche zog einen kurzen dreikantigen Dolch aus der Brusttasche seines Rockes und fuhr gegen seinen Ordensbruder fort: „Jetzt halte unsern Wagen bereit und sorge, daß bis Punkt eilf Uhr Alles in Ordnung ist. Du kennst die Strafe, welche Dich auf die kleinste Verzögerung von unsrer Inquisition erwartet!"

„Sehr wohl! ehrwürdiger Vater!" entgegnete der Bruder und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung vor seinem würdigen Obern, ihm die dargebotene Hand küssend.

„Wilhelm, den wir von verschiedenen Seiten her kennen und der also den Vorsteher eines Zweiges seiner Gesellschaft repräsentirte, hatte sich nun gefaßt, mit der Ausführung seines höllischen Planes dem gefährlichen Werke die

Krone aufzusetzen. In Gedanken versunken, schreitet er in der Kleidung eines stattlichen Herrn das Zimmer auf und ab, betrachtet die Silhouette Josephinens und sagt vor sich hin:

„Du hast Dein Ziel erreicht, Mädchen, wenn auch nicht, wie Du wünschest. Diese Nacht holt Dich der Bräutigam ab und Dein Brautbette ist schon bereitet. Doch nicht einem Sterblichen wirst Du vermählt, der Stifter unsers Ordens zählt Dich unter seine Bräute, deren Zahl unendlich ist. Es ist wahr, Du bist schön; noch so freundlich, wie bei meinem ersten Besuche, lächeln mir Deine Blicke zu; aber haben uns nicht schon Prinzessinnen von königlichem Geblüte, deren Schönheit Fürsten den Kopf verrückte, Millionen zum Opfer gebracht und dafür ihr Leben zwischen den öden Mauern eines Klosters in jungfräulicher Reinigkeit dem Willen unsers mächtigen Ordens geweiht? Dein Opfer ist klein, im Vergleich mit den königlichen Eroberungen, die wir in Frankreich, Deutschland und Sardinien, Italien und jenseits des Meeres machen und was gilt ein Menschenleben? Es

ist ein Luftstäubchen, welches im Hauche unsrer Gesetze verschwindet, zur Ausbreitung der wahren Religion und Verherrlichung unsers Namens. —

„Der Eid, welcher mich fesselt, zerriß die Bande, die mich an meine Eltern verpflichteten; aber dafür herrsche ich, wie keiner der Mächtigen dieser Eidgenossenschaft, welche sich frei nennt und unter der Last unsrer Gesetze sich windet und selbst zerfleischt.“

„Indem er auf seine Uhr sieht, gießt er den giftigen Strom der Ironie auf seine Mitarbeiter aus: „Bald wird nun mein Hausherr erscheinen und mit seiner dummen Wichtigkeit prahlen, wie fein er mein Werk geleitet. O diese erbärmlichen Pfaffen! Sie sind doch nur leblose Adern, denen wir das Blut zutheilen, damit sie wirken können, um jeden Keim eines freien Gedankens zu ersticken, Hand in Hand mit den Strohköpfen von Regenten, die uns dafür den Pantoffel küssen. Wer zerreißt das Netz, welches Loyola's Schüler gewoben? — Glückliche Schweiz unter solchen Freiherren, die Deine vertriebenen Geßler ersetzen! Freiburg steht fest, Wallis hat die

Hyder von Liberalismus unter seiner Ferse, Schwyz blüht hoffnungsvoll für uns und Luzern ist durchfurcht und zum Säen unsrer Grundsätze reif!"

„In diesem Augenblick öffnet sich die Zimmerthüre und der Geistliche tritt ein mit den Worten:

„Ei! wie Ihnen die Kleidung so nett steht!"

„Es ist nicht das erstemal; denn dieser Anzug prangt zuweilen im Berathungssaale eines Kantons Helvetiens."

„Wie! Sie wären nicht Jesuit?"

„Was hindert mich in verschiedener Gestalt aufzutreten, da unser Meister selbst den Aposteln mannigfaltig erschienen ist," — und dabei maß er seinen Hausherrn mit einem so majestätischen Blick, daß dieser verlegen die Augen niederschlug. „Und Ihr Klärchen?" fuhr der Gewaltige fort.

„Das ist versorgt," antwortete der Geistliche in noch größerer Verlegenheit. „O wie diese schändlichen Heimathlosen uns die Hände binden!"

„Warum sind Sie nicht Jesuiten!" rief Wilhelm höhnisch auflachend.

„Noch einige Minuten, und Ihre Stunde schlägt,“ wandte der Geistliche ein.

„Wohlan! dieser Abend verschafft uns gerade so viel, als unser Bau in Schwyz bedarf. Indessen dürfen Sie für Ihre Bereitwilligkeit auf eine ehrenvolle Dankerstattung von unserer Seite rechnen.“

„Ich bin Ihnen immer verpflichtet durch die Unterstützung, welche Sie mir zur Erlangung dieser Pfründe gedeihen ließen. Lassen Sie es immerhin auf mich ankommen, wo etwas zu erhaschen ist; denn Sie finden in mir den bereitwilligsten Diener.“

„Mit diesem Abschiede verlassen Beide das Haus in demselben Momente, als Josephine, von Niemanden begleitet, das Dorf hinaufgeht, um sich für ewig ihrem Verführer in die Arme zu werfen. Bereits hat sie den Wagen bestiegen und ist nun in Sicherheit. Auch Wilhelm naht und verläßt den Geistlichen, welcher ihn begleitet, mit einem stolzen Händedruck, voll seines schändlichen Sieges. Es rollt der Wagen mit Windesflügeln nach dem Orte seiner Bestimmung.“

„Klara, die wir beinahe vergaßen, hatte einen bittern Lohn für die Rettung ihrer Josephine erhalten. Kaum vernahm die Alte, wie sie von ihrer Tochter hintergangen worden, so mißhandelte sie dieselbe unter einer Litanei der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen. Keinen Augenblick durfte das arme Mädchen die Hütte verlassen und wurde am Tage der zweiten Entführung Josephinens von dem abscheulichen Weibe in das Haus des vielfach bezeichneten Geistlichen gebracht, wo sie, in ein Zimmer gesperrt, die Unterredung Wilhelms mit den Genossen seiner Frevel anhören konnte. Regte sie sich, so war sie des Todes; denn sie hatte die Drohung des Schändlichen gehört und durch eine Spalte den hervorgezogenen Dolch gesehen. Aber ihr empörtes Herz wogte und mit fürchterlicher Gewalt mußte sie seine Stürme unterdrücken, um sich nicht zu verrathen. Als die Drei das Haus verlassen hatten, rannte die unglückliche Klara von einer Ecke des Zimmers in die andere, voll zerreißender Verzweiflung ihre Hände ringend. „Warum fürchtete ich das Zücken des Dolches!

O könnte ich Dich mit meinem Blute retten, Josephine!" Mit diesem Ausruf reißt sie ein Fenster des Zimmers, in welches sie geschlossen ist, auf; aber sie sieht, was vorher: ringsum die Schatten einer ruhigen Nacht, über sich das zahllose Sternenheer, an der Wölbung des Himmels hingesäet, zu dem sie ihr Flehen sendet. Ist denn gar keine Hilfe möglich! — Plötzlich berühren ihre Finger einen Vorhang. Schnell werden zwei losgemacht, zusammengeknüpft und an der Fensterrahme befestigt. Doch das Mädchen weiß, daß sie sich drei Stock hoch befindet und mit diesem Wagniß ihr Leben in Gefahr bringt. Aber hätte sie den gähnenden Rachen eines ungeheuren Abgrundes vor sich gesehen: Klara hätte keinen Augenblick gezaudert. Schon schwebt der zarte Körper über der Fensteröffnung; gleitet mit der Schnelligkeit des Eichhorns hinunter — ein dumpfer Schall ihrer Füße, und sie ist unverletzt auf dem Boden. Auch jetzt eilt sie dem Hause Josephinens zu, um den Vater in Kenntniß zu setzen; aber Niemand will öffnen. Wilhelm hatte in seiner Schlauheit auch dafür

gesorgt. Am Tage, der sein Vorhaben ausführen sollte, erhielt Josephinens Vater von Luzern aus einen Brief, der ihn sehr wichtiger Angelegenheiten wegen aufforderte, sich ungesäumt dorthin zu begeben; den nämlichen Abend verreiste er. An wen sollte sich Klara wenden? Zögern durfte sie nicht; denn jeder Augenblick konnte der letzte der Hoffnung sein.

„Während Klara unschlüssig an der Thüre von Josephinens Wohnung stand, hörte sie unferne zwei Männerstimmen, deren Ton immer deutlicher zu ihren Ohren drang. Obgleich in Furcht, wer die Kommenden seien, geht sie dennoch auf dieselben zu und erkennt sie als zwei rüstige junge Männer, die von einem nächtlichen Besuche ihrer Liebchen heimkehrten. Soll sie ihre Noth verhehlen? — Nein! hastig erzählt sie das Vorgegangene, muntert sie auf, bittet, beschwört die Beiden, die Entführte zu retten, indem sie ihnen die Richtung, welche der Wagen genommen, anzugeben wußte. Doch dieser ist schon zu weit entfernt.

„Dessenungeachtet eilen die wackern Alpen-

söhne, der eine vorwärts, der andere nach Hause, um zwei Pferde zu holen.

„Kaum war Anton, so hieß der erste, einige Minuten auf dem Wege, als ihm ein Geistlicher begegnet. Es ist der Kaplan, welcher Gehülfe bei der schändlichen That war. Voll Empörung faßt Anton diesen an und droht, ihn auf der Stelle zu erdrosseln, wenn er nicht sogleich gestehe, wohin Josephine gebracht worden. Der erschrockene Pfaffe winselte, entschuldigte sich und drohte mit Exkommunikation und Bannfluch; aber es half nichts. Kein Augenblick durfte verloren gehen und schon preßten die kräftigen Finger des Jünglings dessen Gurgel zusammen, als er heulend bekannte, es sei das Mädchen nach dem Nonnenkloster von S. gebracht worden und nicht mehr zu retten. Doch der letzte Versuch mußte gemacht werden. Antons Freund war indessen mit den Pferden angekommen, als sich der Geistliche mit Verwünschungen und Lästerungen entfernte. Im gestreckten Galopp flogen die Pferde davon.

„Aber die tüchtigen Reiter konnten keinen

Menschen, keinen Wagen einholen und schon stieg in ihrem Herzen der Verdacht auf, sie möchten von dem Geistlichen irre geleitet worden sein; dennoch setzten sie ihren Marsch fort bis zum Nonnenkloster in S.

„Ich will es nicht versuchen, zu schildern, wie den jungen Männern das Herz an die Rippen schlug, als sie am Ziele ihres Rittes angelangt, vor den Mauern standen, zwischen welchen ihre Jugendfreundin einen Kerker gefunden.

„Siehst Du nun," sprach Anton, voll Entrüstung zu seinem Kameraden, „wozu diese Menschen unter dem Scheine eines heiligen Namens fähig sind. Vertheidige sie noch mit Deiner elenden Anhänglichkeit an das Pfaffenthum!" Leise schlich er an die Klosterpforte hin und horchte. Alles ist stille. Bald hört er Fußtritte einer Nonne, in deren Hand ein Bund Schlüssel klingelte. Er hustet seinem Begleiter und klopft ganz sachte an die Thüre.

„Sind Sie schon wieder zurück?" flüsterte eine weibliche Stimme.

„Nur aufgeschlossen!“ antwortete Anton eben so leise, als die Fragende.

„Die Pforte öffnet sich und die überraschte Nonne will eilig entfliehen und Lärm machen, als sie statt der zwei Mädchenräuber dessen Retter sieht; aber schon umfassen Antons nervige Arme deren Leib, der andere hält ihr den Mund zu und entreißt ihr mit einer fürchterlichen Drohung den Bund Schlüssel.

„Tödtet mich nur nicht, ich will gerne Alles sagen!“ flüstert die zitternde Nonne und führt beide durch einen langen unterirdischen Gang an eine eiserne Thüre, die sich kreischend in ihren Angeln bewegte. Und was erblickten die Erschrockenen! —

„Ein Mädchen, blaß, wie der Tod, liegt auf einem Bündel Stroh. Matt schlägt sie die Augen auf, als das Licht der Laterne, welche die Nonne trug, das Gemach nur schwach erleuchtete; denn die Feuchtigkeit des Kerkers duldete kaum das Flämmchen der Lampe.

„Arme Josephine!“ ruft ihr Anton zu; „folge Deinem Retter.“ Und er trägt das halb-

todte Mädchen hinaus, durcheilt mit der theuern Last den langen Gang und erreicht endlich die Pforte, wo die Aebtissin des Klosters ganz gemüthlich zwei Herren entlassen will. Wir kennen dieselben.

„Blitz und alle Teufel!" donnert Wilhelms Stimme durch die Hallen des Klosters hin. „Stehst Du mit der Hölle im Bunde, Mädchen?"

„Sein kurzer Dolch war auf Antons Brust gezückt; aber dieser hatte seine Beute dem Freunde überlassen und während die wohlgeschliffene Klinge seinem Busen zufuhr, stieß der meuchlerische Wilhelm einen Schrei aus und wand sich auf den harten Steinplatten des Bodens.

„Und Du, Schurke! lass' uns frei, wenn Dein elendes Hirn nicht an diesen Mauern kleben soll!" wandte sich Anton an Wilhelms Begleiter, der bereits Anstalten traf, der Aebtissin zu folgen, welche unter Anrufung aller Heiligen dem Innern des Klosters zueilte.

„Josephine wußte nicht, was um sie geschah; so sehr hatte der plötzliche Schrecken ihre Sinne überwältigt. Einigermaßen gelangte sie

wieder zum Gebrauche derselben in den Armen ihres Retters, der sie in einer nahen Schenke so gut verpflegte, als es die Umstände zuließen. Sorgfältig vermieden es Beide, das Mädchen mit unvorsichtigen Fragen zu quälen; denn mit verwirrtem Blick richtete sie die Frage an Anton: „Aber Du bringst mich doch nicht zu meinem Vater?"

„Fasse Dich, Josephine," sprach ihr dieser zu und konnte es kaum dahinbringen, daß sie sich in einen Wagen setzte und ihrem Vaterorte zuführen ließ.

„O mein Vater!" rief die Arme öfter aus und rang die zitternden Hände. Denn wie ein Gespenst stieg in ihrer Seele das Bild des betrogenen Vaters auf und verzweiflungsvoll betrat sie die Wohnung.

„Noch war Josephinens Vater nicht zurückgekehrt von Luzern und Anton fand sich bewogen, seinen Freund allein zu entlassen und die Nacht zur Vorsicht im Hause des Mädchens zuzubringen. Allein ehe im Osten der Morgen erschien,

kam der Vater außer Athem nach Hause und fand den jungen Mann in der Wohnstube allein.

„Wo ist mein Kind?“ fragte der Hereintretende hastig und mit banger Stimme; denn der Brief, welcher ihn nach Luzern gerufen, war ja nur eine Schlinge, um ihn zu entfernen und er faßte sogleich den Verdacht, warum dieses geschehen sein möchte.

„Beruhigen Sie sich! Josephine ist auf ihrem Zimmer und bedarf der Ruhe,“ sprach Anton, erzählte den Verlauf der Begebenheit und fügte am Ende bei: „Klara ist die Retterin Ihrer Tochter; das gute Mädchen hat sein Leben gewagt, um Josephinen ihren Mördern zu entreißen.“

„Der betagte Mann konnte keine Worte finden, seinen Dank auszusprechen; mit der zärtlichsten Umarmung entließ er den braven Anton und warf sich erschöpft auf sein Lager, doch nicht um zu schlafen; denn dieser Schlag hatte ihn zu hart getroffen.

„Am Morgen besuchte er sein Kind, welches von einem heftigen Fieber ergriffen war und

daher sehr schonend behandelt werden mußte. In einigen Tagen war ihre Gesundheit wieder hergestellt und der besorgte Vater begann nun, ernster als es bis jetzt geschehen, seiner Tochter zuzusprechen.

„Du siehst wohl ein," wandte er sich gutmüthig an Josephinen, „daß es nicht immer so bleiben kann. Immer war es meine Sorge, Dein Glück durch eine ehrenvolle Verbindung zu fördern; allein ich überließ Dir die Wahl, indem ich Deinen Wünschen nicht vorgreifen wollte. Da Du Dich aber zu leichtsinnig auf solche Irrwege verleiten ließest, so ist es an mir, Dich zurückzuführen. Mit Gefahr Deines jungen Lebens hast Du Dich nun überzeugen können, daß mein Verdacht gegen den schändlichen Wilhelm nur zu gegründet war."

„Freilich hatte Josephine ein fürchterliches Aufwachen aus ihrem Traume und erkannte endlich, zu welchen Zwecken man sie hatte mißbrauchen wollen. Aber nicht Zorn, nicht Rachsucht empörte ihr erschüttertes Herz; sie gab sich jener trostlosen Schwermuth hin, die gegen Alles gleich-

gültig ist, sich um die Zukunft eben so wenig bekümmert, als um die Gegenwart und die wir gewöhnlich bei Menschen antreffen, welche, durch häufige und harte Schläge des Schicksals besiegt, gegen Freude und Trauer gleich unempfänglich sind. Es ist eine der elendesten Lagen des Menschen.

„Keineswegs entging dem Vater die traurige Hingebung seiner Tochter. Er sah, daß bei dieser Ruhe des Gemüthes der Seelenfriede dennoch mangle und war um so mehr besorgt, der hoffnungslosen Mißstimmung eine andere Richtung zu geben.

„Schon mehrere Briefe eines, wie es schien, gebildeten jungen Mannes, hielten um die Hand Josephinens an und bewogen deren Vater, das Begehren besonders zu berücksichtigen, da er wußte, daß der betreffende Jüngling aus gutem Hause war.

„Josephine willigte ein und schien sich dabei einigermaßen zu erheitern. Ihr Vater hatte es nicht erwartet; denn ohne Ueberredung bot sie ihre Hand dem Freier, welcher sie als Braut

heimführte, als ihn das Mädchen zum erstenmal sah. Die Hochzeit wurde gefeiert; aber wie! —

„Kaum hatte Josephine ihren Bräutigam kennen gelernt, als sie auch zugleich einsah, welchen unverzeihlichen Schritt sie gethan. Denn seine Roheit stimmte keineswegs mit der Bildung überein, welche seine Briefe, die wahrscheinlich eine fremde Hand schrieb, an den Tag legten. Noch verband sie der Segen des Priesters nicht und das Mädchen konnte sich noch von dem Abgrunde zurückziehen, in den zu stürzen, sie im Begriffe stand. Aber der alte Vater hatte zwei Kränkungen erlitten, die ihn um manches Jahr dem Grabe näher brachten: sollte Josephine den Frieden seiner Silberhaare noch vollends stören, indem sie seinem Liebling die Hand verweigerte? — Sie that es nicht und ihre Hochzeitreise war für sie der Anfang eines Ungewitters, welches ihre Tage mit neuen Stürmen anfüllen sollte. Auf jener Bank, welche ich heute in tiefer Bewegung verließ, saß Josephine und maß die Tiefe des Sees mit verzweiflungsvollem Blick. Dort regten sich die Leidenschaften abermals in dem

jungen Herzen und sie würde vielleicht minder unglücklich gewesen sein, wenn die vorige Stumpfheit ihr Gemüth nicht verlassen hätte.

„Sieben Jahre zogen vorüber, sieben Jahre eines unsäglichen Leidens. Damals schmiegte sich der Nacken des Mädchens unter das Joch eines Mannes, der sie mehr aus ökonomischer Rücksicht, als aus Liebe geheirathet, sie anfangs zwar gut behandelte, aber bald die öfter wiederkehrende Melancholie seiner Gattin für Unzufriedenheit ansah und daher oft seiner Leidenschaftlichkeit durch Mißhandlung der unglücklichen Frau Luft machte. Fesselte nicht Mutterliebe Josephinen an ihre Kinder, vier Engel, sie lebte schon lange nicht mehr. —

„Ich bin mit der Erzählung zu Ende; denn Josephine, welche zweimal entführt wurde, sich unglücklich verband und nur ein nahes Ende ihrer trüben Tage durch den Tod wünscht: diese Josephine ergreift Ihre Hand!" —

Das war zu viel für mich. Zwar hatten die Schicksale des Mädchens, von dem die Erzählung handelte, einen tiefen Eindruck auf meine

Seele gemacht; aber ein solches Ende erwartete ich nicht.

Traurig vor sich hinblickend, hielt sie meine Hand in der ihrigen. Ohne ein Wort hervorbringen zu können, betrachtete ich die Dulderin. Diese Person, würdig an der Seite des edelsten Mannes ein schönes Leben zu durchwandern, muß die Regungen ihres Herzens unterdrücken, um für den allein zu leben, welcher sie so unbeschreiblich unglücklich machte.

Schweigend begleitete ich Frau B. nach Hause und mein Herz — war das ihrige.

Ich schließe diesen Brief in gespannter Erwartung, was der morgige Tag bringen wird.

Den 21. September.

O wie doch die Verleumdung sich Mühe giebt, das Gift ihrer Schlangenzungen auf ihre Opfer auszuspeien, wo sie immer hinlangen kann!

Vor einigen Tagen warnte mich meine Mutter: Robert! sagte sie, Robert! nimm Dich in Acht! die Leute sprechen nichts Gutes von Dei-

nen Spaziergängen mit Frau B. Ebenso bemerkte mir Josephine selbst — so nenne ich von nun an diese Frau — daß ihr Einiges zu Ohren gekommen und sie werde daher lieber des Vergnügens entbehren, welches ihr ein Spaziergang gewähre, als meinen Ruf in hier gefährden.

„Sie sind noch jung," warnte sie mich mit einer Liebenswürdigkeit, die mich rührte; „meine Lage ist doch unabänderlich und ich bitte, Sie möchten Ihres guten Rufes schonen."

Jetzt fühlte ich, was es für mich ist, mich von dieser Person zu trennen: ich kann nicht, obschon ich überzeugt bin, daß ich mich eher fügen kann, wenn sie sich einst entfernt hat. Aber sie täglich sehen, in ihrem Blick meine Neigung erwiedert wissen und ihres Umganges dabei entbehren: das ist zu viel.

Ich schrieb daher vorgestern ein Billet an sie, als ich mich Nachts zehn Uhr aus dem Hause des Doktors entfernte. Folgendes ist der Inhalt desselben:

Nachts eilf Uhr.

„Hat das Schicksal nicht genug, wenn es

zwei Herzen bricht? Muß es auch noch die wenigen, theuren Stunden vergiften, welche geeignet wären, uns des Lebens schwarze Seite einigermaßen vergessen zu machen und gerade darin einigen Trost zu finden? Solche Gedanken durchkreuzen meine Seele und es umschwebt mich so traurig des Mondes Leuchten und ich sehne mich nach den Sternen hin, wo das Unglück kein Herz mehr erschüttert.

„Ruhe sanft!" so hallt's von Deinem Munde
Meiner tief ergriff'nen Seele zu;
Ach! sie ist so einsam, diese Stunde
Und mich flieht des Schlummers süße Ruh'.
Sehnend blicke ich zum Mondeslichte,
Dessen Strahlen die Natur verklärt;
Doch es wird in seinem Angesichte
Meines Herzens Wogen nur vermehrt.

„Auch ein Licht in himmlisch mildem Glanze
Brach in meiner Seele siegend Bahn,
Und gekrönet von der Hoffnung Sternenkranze,
Flog mein Geist zum neuen Himmel an.
Aber wie des Mondes blasses Flimmern
Todtenlampenähnlich mich umschwebt,

So war dieses Licht ein traurig Schimmern,
Vor dem schaudernd meine Seele bebt. —

„Soll ich schweigen? — meines Blutes Wallen
Soll es, wie des Sturmes Wuth, verweh'n?
Oede meine Klagen leer verhallen?
Unerhört ein treues Herz vergeh'n? —
Löse, Schicksal, diese ernste Frage,
Zücke Deines Ausspruch's scharfes Schwert;
Doch Du senkest traurig Deine Waage,
Die des Unglück's schwer Gewicht begehrt.

„Steht auch mir der Liebe Glück nicht offen,
Bleichet jeder, auch der schönste Stern,
So erquickt mich doch ein labend Hoffen,
Ist sein Ziel auch noch so fern.
Denke nur, Du leidest nicht allein
Und nicht einzig bricht Dein armes Herz;
Denke, jetzt, im Mondesschein,
Fühl' ich Deines Unglücks Höllenschmerz.

„Ist's auch nur ein liebend Sehnen,
Was einst unsre Seelen eint,

Leichter fließen Deine Thränen,
Wenn mein Auge treulich mit Dir weint.

„Doch ich schweige; denn trauriger nur erscheint mir die Wirklichkeit, wenn sich mein Herz nur im Traume eines Glückes freuen kann, das ihm immer ferne sein wird und das ihm um so reizender erscheint, je unmöglicher dessen Erfüllung ist.

„Auch die süße Frucht, welche mir einzig noch entgegenreift, soll mir entrissen werden? Ich meine die traulichen Stunden einer Promenade. Diese Augenblicke sind so theuer, so selten! und Sie wollen mir dieselben entziehen, aus Furcht, meinen Ruf hier zu gefährden. Ich hoffe, Sie werden das Unzureichende dieser Besorgniß um so eher einsehen, da Jedermann in hier weiß, daß Sie verheirathet und Patient sind. Wir können nur vorsichtiger dabei zu Werke gehen. Ich beschwöre Sie, rauben Sie mir nur nicht die schönsten Stunden durch einen unbegründeten Kummer.

„Ohne Schmeichelei gestehe ich Ihnen, mir schauert vor dem Gedanken, Sie sobald nicht

mehr zu sehen, vielleicht für immer nicht mehr! Und Sie wollen mich dieses jetzt schon fühlen lassen, indem Sie sich mir entziehen? — Doch denken Sie, was ich mir oft schon in den schwierigsten Verhältnissen wiederholte:

„Hoffnung stirbt am Grabe nicht,
Wenn das Herz in Sehnsucht bricht!“

„Noch einmal ergreife ich die Feder, nachdem ich mich wieder froh gefühlt in Ihrer Nähe. Schon so lange suchte ich ein Herz, das in seiner innersten Regung meine Gefühle theile; oft glaubte ich es gefunden zu haben und verträumte manche Stunde in seligem Hoffen, bis ein Blitz das zärtliche Band zerriß. Ihr Unglück hat meine Neigung so in Anspruch genommen, daß all mein Streben von jenem Augenblicke an ein ganz anderes sein wird, seit ich der Eingeweihte Ihrer Geheimnisse bin. Oder soll ich mich der Jugend freuen, während neben mir eine zarte Blüthe langsam dahinwelkt? — Der Liebe Zauberbecher reicht mir nur Gift, nicht Vergnügen mehr.

Nie werde ich mich mit einer Person, die ich nicht liebe, verbinden können. Denn meine Liebe, mein ganzes Herz nehmen Sie mit sich und vielleicht — in Ihr Grab! — Doch die Vorsehung wird walten!“

Denke, wie schüchtern ich bin und lache. Zweimal war ich im Begriffe, Josephinen das vorhergehende Billet zu übergeben und zweimal — hatte ich den Muth nicht dazu. Endlich ist es geschehen und gestern erhielt ich folgende Antwort:

„Lieber Robert!

„Mitternacht ist vorbei und noch sitze ich in fürchterlicher Beklemmung am Tische meines Zimmers, durchlese wiederholt Ihren Brief, will antworten und — kann nicht; nur das zu Endegehen meines Lichtes mahnt mich an eine Erklärung.

„Sie sehen wohl ein, lieber Robert! daß mir die Lage, in der ich schmachte, keineswegs erlaubt, mich einer andern Person anzuschließen, als derjenigen, an welche mich ein Eid fesselt. Wohl wenden Sie ein: es war ein Betrug, der

mir bei der Verbindung wohl die Freiheit meiner Hand, nie aber die meines Herzens rauben konnte. Sie haben Recht! Aber ich frage Sie: macht mich dieses Bewußtsein glücklicher? — Gerade das ist meine Folter; das erinnert mich an jenen bedauernswerthen Leichtsinn, mit dem ich mich in ein Elend stürzte, welches nur der Tod enden kann. —

„Und nun mein Verhältniß zu Ihnen? — Ich kann Ihnen das Vergnügen und die Linderung nicht beschreiben, welche ich fühlte, als ich in Ihnen den Mann fand, dem ich das erste Mal in den langen, ewigen Jahren eines traurigen, hoffnungslosen Leidens mein Herz öffnen konnte. Ein Wanderer, der in menschenleerer Wildniß, hungernd und vor Durst verschmachtend umherirrt, kann nicht mit innigerer Wonne eine Hütte als sein Asyl begrüßen, als ich jenen Augenblick, da ich Sie näher kennen lernte. Sie kennen mich, ich schmeichle nicht.

„Und nun? — ist es der lebhafteste Wunsch meiner Seele, Sie nie, gar nie gesehen zu haben. Sie staunen ob des Widerspruches, der

sich in meinen Worten bloß zu geben scheint. Aber stellen Sie sich meinen verzweiflungsvollen Zustand vor. Sie lieben mich und ich darf diese Neigung, die uns nur unglücklich machen würde, nicht erwiedern.

„Hätte ich Sie nie gesehen, so würde ich mein Unglück ohne Murren ertragen haben, wie bisher. Allein nun sind Sie mit mir unglücklich und das fordert eine entscheidende Maßregel. Zwar setze ich so viel Vertrauen auf die Festigkeit Ihres Charakters, daß ich einem männlichen Kampf entgegensehe, mit dem Sie siegend eine Leidenschaft unterdrücken werden, die Ihr Dasein nur vergiftet.

„Hoffen Sie daher nie, mich wieder einzig zu sprechen. Ich werde mich deßhalb auch von hier entfernen, sobald es die Behandlung meiner Wunde erlauben wird, vielleicht diese Tage noch."

Denke Dir, Franz! das schmetterte mich nieder; ich machte mir tausend Vorwürfe, daß ich Josephinen durch eine übereilte, thörichte Erklärung gekränkt, mir selbst die schönsten Augenblicke geraubt habe.

Aber noch ist Polen nicht verloren! Noch einen Versuch. Ich gehe gleich zu ihr und bitte sie schriftlich, noch einmal, wenn auch das letztemal, mir eine Stunde zu schenken. Kann sie es mir nicht abschlagen, dann: **victoria**!

O wie dieses Herz blutet!

Den 25. September.

Du nimmst zu großen Antheil an meinem Schicksale, mag mir die Sonne des Glückes leuchten, oder mich der Arm des Mißgeschickes niederschlagen, als daß ich Dir die Fortsetzung meines Verhältnisses zu Josephinen verhehlen könnte.

Ich bin mit Josephinen im Freien, halb triumphirend, mehr aber in Spannung wegen ihres Betragens, indem sie mir noch nie so gleichgültig, oder vielmehr gezwungen schien, wie heute.

Der reizendste Herbstabend empfing uns. Rings um uns wimmelten die Felder von Arbeitern, welche beschäftigt waren, die ohnehin etwas spärliche Erndte eines unheilvollen Jahres

in Sicherheit zu bringen. Josephinens Blicke schienen sich in dem mannigfaltigen Gewimmel von Arbeiten und in der Abwechslung der Gruppen zu verlieren, und wir gingen schweigend vorwärts, indem ich mich nicht getraute, eine Stille zu unterbrechen, die für mich verhängnißvoll, für Beide gleich peinlich war, bis wir zu dem Wäldchen kamen, auf dessen Hügel ich Josephinens Schicksal erfuhr.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte sie mit einem schalkhaften Lächeln und mich, streng forschend, in die Augen fassend.

Abermals schweigend erstiegen wir die Anhöhe, setzten uns auf das Moos, welches den Hügel zu einem Erholunsplatz macht und zerstreuten uns in Betrachtungen der reizenden Umgebung.

„Sie scheinen sehr versunken,“ nahm endlich Josephine das Wort und sah mich seltsam an.

„Josephine!“ das war Alles, was ich hervorbringen konnte und wehmüthig ergriff ich ihre Hand, eine Thräne fiel darauf und die Arme überließ sich plötzlich einem Schmerz, der an das

letzte Geständniß erinnerte und mich noch mehr bewegte.

„Verzeihen Sie! ich kann nicht mehr; ich muß mich vor Ihnen bloß geben, wie ich wirklich bin. Ich wollte mich verstellen, wollte mit Gewalt meine Seele von der Ihrigen reißen durch eine plötzliche Entfernung. Nun fühle ich, es tobt in meinem Busen eine gewaltige Leidenschaft; es wird mir Bedürfniß sein, Sie zu lieben. Ach! warum achteten Sie dasjenige nicht, was ich von Ihrem Muthe erwartete?"

„Ich muß mich schämen, Ihnen zu sagen, daß es mir nicht möglich war. Es muß sich Luft machen, das Feuer in meinem Herzen, ich kann es nicht verbergen und — Sie nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, diese Hand vielleicht nicht mehr fassen — diese Ahnung ergriff mich zu mächtig."

„Aber Sie machen sich selber unglücklich und vermehren nur mein Elend, dessen Fluthen mich jetzt schon zu verschlingen drohen."

„Erinnern Sie sich dessen nicht mehr, was ich zu Ende meines letzten Briefes Ihnen schrieb?"

„Hoffen! — mein Gott!“ ruft sie in schneidend schmerzlichem Tone; „hoffen! ein baldiges Ende meiner Leiden durch den Tod, das ist mein lebhaftester Wunsch, meine einzige Hoffnung.“

„Freilich es ist ein schlechter Trost; aber bedenken Sie, was Alles in einem Jahre geschehen kann. Wer hätte Ihnen vor einigen Tagen sagen können, daß Sie ein Herz finden würden, welches die Hälfte des Ihrigen ausmache? Und dieses Zusammenfinden? sollte es vergeblich sein?“

„Ich sage Ihnen, meine Lage ist hoffnungslos.“

„Nichts ist unmöglich! Sie sagten mir gestern, Ihr Mann sei — doch ich schweige.“

„Ich verstehe Sie; aber den Fall gesetzt, mein Mann würde in einigen Jahren eine Beute seiner Leidenschaften oder seiner Kränklichkeit werden, meinen Sie, ich ertrage mein Elend so lange? glauben Sie vielleicht, ich würde nicht lieber einen augenblicklichen Blitz dem siechen Hinwelken einer unbestimmten Reihe von Jahren vorziehen?“

Bei den letzten Worten funkelten Josephinens Blicke und aus ihr sprach eine furchtbare Entschlossenheit.

„Sie erschrecken mich!" sagte ich.

„Hoffen Sie nichts!" erwiederte sie.

„Aber wenn Sie die Last Ihrer Leiden abwerfen, wenn Sie den Faden, welcher Sie noch an diese Erde fesselt, eigenhändig zerreißen wollen und Sie sich in dem letzten — letzten Augenblicke Ihres schrecklichen Entschlusses noch einer Seele erinnern, die, ungeachtet Ihrer Verzweiflung, noch hofft, deren Existenz sich an die Ihrige knüpft und die ohne Sie nicht leben mag: würden Sie auch dann noch unerbittlich sein?"

„Grausames Schicksal! warum hast Du mich diese Stunde erleben lassen!" seufzte sie.

„Ihre Lage ist qualvoll, ich fühle es, wie Sie; oft droht Ihr Schiff in Trümmer zu gehen; aber ist es nicht besser, das dürftigste Brett zu erhaschen, als elend von den Fluthen verschlungen zu werden? Soll man nicht den letzten schwachen Schein einer Hoffnung erfassen, wenn sie uns nur von Ferne Rettung verspricht?"

„Begeben wir uns nach Hause!“

Mit diesen Worten sprang sie auf, ergriff meine Hand und wir entfernten uns eben so schweigend, als wir gekommen waren; nur ich hoffte von der Bewegung, die Josephinen eingenommen zu haben schien.

Was das für ein verhängnißvoller Tag ist! Wie ich mich Nachts auskleiden will, finde ich in der Brusttasche meines Rockes ein Billet von Josephinens Hand:

„Robert!

„Ich will Ihnen nicht zu beschreiben suchen, was mit mir vorging, als wir von unserm Spaziergange heimkehrten.

„Sie sind mit mir einer Neigung verfallen, die nie ihren Zweck erreichen wird.

„Doch warum soll ich Ihnen nicht Alles gestehen! Sie und meine theuren Kleinen sind das Einzige, was mich noch an diese Erde fesselt und ich werfe mich, obwohl ohne Hoffnung, in Ihre Arme und erwiedere — Ihre Liebe.

„Aber welches Mißverhältniß! Könnte ich diesen Augenblick an Ihrem Busen aushauchen,

o wie glücklich wäre ich! oder reichten Sie mir das letzte Labsal, einen Dolch, o wie wollte ich Sie dafür küssen und in meine Arme schließen!

„Ich kann die Feder nicht mehr halten, der Schmerz überwältigt mich."

Du erklärst Dir leicht, wie ich diese Nacht zugebracht haben mag. Ich bedeckte das erhaltene theure Blatt mit heißen Küssen, warf mich endlich auf mein Lager, aber schlief nicht. Tausend verschiedene Pläne durchkreuzten meinen Kopf und mir rieselte oft ein fieberhafter Schauer durch alle Gebeine, wenn ich aus einem furchtbaren Gedanken, wie aus einem schweren Traume erwachte. Wüthend schlich's in meinem erhitzten Gehirn herum, Josephinens Mann zu ermorden.

Du erschrickst ob meiner thörichten Leidenschaftlichkeit. Ich sage Dir, eine solche Lage ist Höllenqual für einen Menschen meines Charakters.

Endlich befreite ein erquickender Schlummer mich von den Banden der gespenstererfüllten Einbildungskraft und mich umgaukelten eine Menge

liebenswürdiger Traumbilder. Ich träumte, Josephinen zu umarmen, mich an ihren schönen Busen zu schmiegen, erwachte und hatte — ein Kopfkissen an mein Herz gepreßt.

Freilich ist so etwas lächerlich und besonders für einen Jüngling meines Alters, dessen Pläne auf ganz andere Dinge spekuliren sollten. Aber wer ist der Arzt, welcher mich heilt? — Josephine! —

Doch wie freundlich winkt der heutige Tag und ladet mich ein, der schönen Dulderin den Morgengruß zu bringen!

Ich gehe mit klopfendem Herzen!

Du lachst über meine heldenmäßige Festigkeit! Nun ich will mich zu überwinden suchen.

Den 30. September.

Diesen Tag besuchten wir N. in G. und begleiteten den Doktor auf einem Krankenbesuch.

Auf Josephinens Bitte, ich möchte sie auf die bedeutendste Anhöhe des Bergschuttes führen, lenkten wir von der Straße ab.

Kein sicherer Pfad leitete unsern Fuß, ungewiß irrten wir umher, bald zwischen dichtem Gebüsch, bald überhüpften wir kleine Felsstücke und durchwanderten sumpfige Stellen, an denen man einzusinken fürchtet. Endlich gelangten wir zu einer Reihe von Schutthügeln, deren höchsten wir erstiegen und uns, etwas ermattet auf seine mit grünlichem Rasen bewachsene Höhe setzten.

Ein seltsamer, erschütternder Anblick! Rings um uns grauenvolle Verwüstung. Zu unsern Füßen schlängeln sich zwei Pfade nach verschiedenen Richtungen durch die Felsblöcke und Schutthaufen und dieser Weg, so einsam und abgeschieden von allem Leben — ist zahlreich besetzt von Menschen verschiedener Landestrachten. Sind es vielleicht Schaaren gefühlvoller Wanderer, die, von Mitleiden erfüllt, den Opfern dieses ergreifenden Schlages eine Thräne zollen? Oder spähen geschäftige Künstler hier der Natur ihre grauenhaften Scenen ab? Oder ist es endlich jene Klasse von Menschen, die kostspielige Reisen machen, um in ihrem stolzen Dünkel rühmen zu können: ich habe diese Gegend auch gesehen? — Nein!

diese Wanderer gehören unter keine der Aufgezählten. Man erblickt unter ihnen Menschen verschiedener Stände, doch meistens des mittlern und niedern. Mitten unter ihnen zeichnen sich zwei Männer in schwarzer Kleidung aus, es sollen Priester sein. Einige scheinen, reich gekleidet, dem bemittelten Stande anzugehören, Andere, und zwar die Mehrzahl, repräsentiren jene Klasse, deren Mitglieder nicht selten ihren letzten Zehrpfennig zusammenraffen, um sich durchzubetteln und die jährliche Wallfahrt nach Einsiedeln mitmachen zu können, was sie für alles Elend, dem sie preisgegeben sind, entschädigen soll. Denn sie erhalten ja von ihren Priestern andere, unvergängliche Schätze, Ablässe von Millionen Jahren und die Versicherung eines — ewigen Glückes. Ein dumpfes, unverständliches Gesumse, aus dem sich hie und da eine Stimme bemerklich macht, nicht unähnlich dem Froschengequacke in den benachbarten Teichen, verkündet das Annähern der Menge und dieses unfreundliche Murren — — es ist ein Gebet zur Vorsehung!

Ich will nicht schildern, wie empörend es ist, die Enkel eines kernhaften Voralters, dessen Helden manche ruhmvolle Seite im Buche der Geschichte krönen, dessen Väter, ohne sich von der schlangenartigen Tücke der Tyrannei bethören zu lassen, muthig dieselbe zertrümmerten, die Nachkommen solcher Ahnen am Gängelbande von Männern, die einer Verehrung der Halbgötter genießen, hinwandeln zu sehen zur Quelle der unsinnigsten Gleisnerei und Verstandesbetäubung.

Bereits hatte sich der sonderbare Zug in der Ferne verloren und wir saßen noch schweigend und ganz dem Eindrucke hingegeben, den diese Scene auf uns gemacht, auf dem Hügel, als ein Angstschrei, begleitet von Hülferufen mich aus dem Nachdenken weckte. Sogleich sprang ich den Hügel hinunter, der Gegend zu, woher der Ruf kam und was bot sich meinen Augen dar? — Zwei Männer wollten sich eines Mädchens von ungefähr dreizehn Jahren bemächtigen, der eine, dem Kinde die Hände fassend; der andere, bemüht, dem armen Geschöpfe den Mund zuzuhalten. Auf mein plötzliches Erscheinen stürzten

Beide davon und liefen über Kopf und Hals auf jenem Wege fort, wo obiger beschriebene Volkshaufe verschwand.

Es wäre ein unnützer Versuch, wenn ich die Stimmung des mißhandelten Mädchens mit Worten wiedergeben wollte. Noch zitterte die Kleine, weinte vor Freude über ihre Rettung und überhäufte mich mit Ausdrücken kindlicher Dankbarkeit. Indem ich sie wieder dem richtigen Wege zuführte, erzählte sie mir, wie sie jene Schaar Leute gesehen, erschrocken sei und sich verborgen habe. Die zwei Wichte aber hätten sie bemerkt und sie unerwartet überfallen.

Und ist dieses das erste Mal? Nein! schon öfter hörte man von Solchen, die an jenem Orte der Gnaden, den sie betraten, um Himmelsschätze zu sammeln, beraubt wurden. Aber lasse die Binde um Deine Augen nur fester zuschnüren, armes Schweizervolk! —

Ausgestreckt auf der Anhöhe, wo ich sie verlassen, fand ich Josephinen wieder, die Augen voll Thränen. Schweigend setzte ich mich zu ihr

und ergriff ihre Hand. Ich getraute mich nicht, sie zu unterbrechen.

„Wie diese Schutthaufen der Grabhügel eines einst blühenden, reizenden Thales sind; so lastet auf meiner Jugend eine ununterbrochene Reihe von Erschütterungen.“ Sie konnte nicht weiter sprechen; plötzlich richtet sie sich auf und fragt mich, noch immer voll Bewegung: „Lieben Sie mich?“ Eine stumme Umarmung war meine Antwort.

„So laßt uns einen Bund schließen, hier, mitten im furchtbarsten Auswurfe der Natur. Empfangen Sie meinen Ring. Seit meinem fünfzehnten Jahre verließ er nie diesen Finger; er ist das Pfand meiner ersten unglücklichen Liebe. Und wenn Sie das zwar geringe Andenken einst an diese Stelle erinnert, wo Sie mich hingeführt; dann denken Sie: wie das Thal, welches begraben liegt unter den Trümmern dieses Bergsturzes, nie wiederkehrt; so kann auch keine Macht die Jugend Ihrer Josephine heraufbeschwören und unsre Liebe gleicht dem Veilchen, das mitten

in diesen Sümpfen blüht und in seinem Frühling wieder verwelkt.“

„Ja sie gleicht dem Veilchen, das die Farbe des Himmels trägt und mein Herz mit Hoffnung erfüllt,“ antwortete ich.

„Verlassen wir diese traurige Stätte!“ brach sie dieses Gespräch ab.

Etwas mühsam gelangten wir auf den Fußweg nach unserm Dorfe und wurden auf's Neue hingerissen von einem zaubervollen Anblick.

Die Sonne geht unter. Die halbe Scheibe dieses Himmelskörpers ist über den Bergen und breitet ihre letzten Strahlen aus, die sich in der Ferne in ein Meer röthlichen Schimmers ergießen, von einzelnen Wolkengruppen durchschnitten. Berg und Thal hüllen sich in einen duftenden Flor und es blitzen die kleinen Wellen des Sees im untergehenden Feuer und plätschern den heimkehrenden Arbeitern den Abendgruß entgegen. Feierliche Stille schwebet über der Natur, hie und da unterbrochen von dem zitternden Schalle der Abendglocke aus den benachbarten Dörfern. Herbstliche Nebel umgürten die Berge

und verdichten die Schatten, welche endlich die Gegenstände undeutlich umschwimmen und dem beobachtenden Auge entziehen.

Dieser Abend mahnt mich so lebhaft an die gegenwärtige Lage meines unterdrückten Vaterlandes. Die giftigen Nebel der ansteckendsten Geisteskrankheit haben den Genius Helvetiens aus seiner Wiege verscheucht, halten den Geist des arglosen Hirtenvolkes gefangen und es dringen sich meinem Gemüthe traurige Erinnerungen aus der jüngsten Geschichte auf:

Die Abendsonne sinket,
Es stirbt ihr letzter Strahl
Und in der Dämm'rung blinket,
Vergoldet, Berg und Thal.

Es naht mit ihren Dunkeln
Die schauervolle Nacht,
Noch einmal siehst sie funkeln,
Die Sonn' in ihrer Pracht.

Schon deckt der schwarze Schleier
Das müde Auge zu,

Es trinkt in stiller Feier
 Die segenvolle Ruh'.

Doch ach! der Sonne Sinken,
 Es ist ein traurig Roth,
Es ist das letzte Winken
 Der Freiheit und ihr Tod.

Der Sterne blasses Schimmern
 In kühler Abendluft,
Es mahnt mich an das Flimmern
 Der Lampe in der Gruft.

Hinschmolzen einst die Ketten
 An Grütli's Morgenlicht,
Deß zeugen heil'ge Stätten,
 Die Zeit zerstört sie nicht.

Und jetzt lischt dieses Feuer
 In kalten Herzen ab,
Helvetien nicht mehr theuer,
 Wankt Freiheit in ihr Grab.

Ein einsam, düster Trauern
Durchweht das Alpenland,
Es fühlt in kaltem Schauern
Ein neu Tyrannenband.

Wann wird der Freiheit wieder
Ein Morgen aufersteh'n?
Helvetien auf und nieder
Die Friedensfahne weh'n? —

Noch eine fernere Fortsetzung, theilweise als Folge dieses bedeutungsvollen Tages, wird Dich ermüden.

Wohl glaubte ich in meinem Leben nie einen solchen Augenblick erwarten zu müssen. Bereits hatte ich sie gesehen, die mit mir duldet, hatte von den süßen Stunden mit ihr gesprochen, die uns dieser Tag bringen würde und sie entfernte sich mit der Nichte des Arztes, um sich in die Kirche zu begeben. Ein Blick, sprechender, als die beredteste Sprache, rief in meinem Herzen einen neuen Strahl von Hoffnung hervor

und ich gab mich angenehmen Betrachtungen einer schönern Zukunft hin, als Jemand leise an die Zimmerthüre klopfte. — Ein Mann in Josephinens Landeskleidung trat ein und ich glaubte, es wäre ihres Gatten Bruder, den wir erwarteten. Jedoch wurde mir so unheimlich zu Muthe, daß ich nicht wußte, was ich aus dem Menschen machen sollte. Denn nach der Beschreibung, welche sie mir gemacht, konnte es keineswegs der Erwartete sein. „Ist es ihr Gemahl?" fragte ich mich und ein eisiger Schauer fuhr durch meine Gebeine. Der Gatte Josephinens! der Mensch, welcher die Hand nach einer Blüthe ausstreckt, die nicht für ihn keimte! —

Doch ich wurde in meinen Betrachtungen unterbrochen, da mich Doktor A. verwundert aufforderte, ihn in die Kirche zu begleiten. In die Kirche, sage ich; aber nicht um meine Hände zu falten, sondern mich gleich wieder zu entfernen. Fast außer Athem renne ich längs dem See hin bis auf die Bank, wo sich Josephinens Herz mir öffnete.

Jetzt, dachte ich, jetzt betet sie in hingeben-

der Wehmuth und ihre von der Welt so schmerzlich betrogene Seele hebt sich zu höhern Regionen empor. Nun blickt sie arglos empor, aufgeweckt aus ihrem Gebet durch ein bekanntes Husten und wen erblickt sie? — Ich kann den Eindruck nicht darstellen, welchen dieser Moment auf das schon zerrüttete Herz der Armen ausübte. Halb ohnmächtig sinkt sie zusammen; denn vor ihr steht sie den Mann, dessen Erscheinen mich wie Furiengewalt forttrieb. Und die folgende Scene? — O sie selbst erzählte mir dieselbe nachher!

Ergriffen war er von der Macht eines Wiedersehens, welches wegen der Gefährlichkeit der Operation in Zweifel stand, hingerissen von dem momentanen Eindrucke, sein Weib wiederhergestellt zu finden, und ein Thränenstrom erleichterte das Herz des Unglücklichen. Denn keineswegs war dieser Mann so gefühllos, daß er nicht bei der großen Gefahr, welche das Leben seiner Gattin bedrohte, die wärmste Theilnahme empfand. Aber es war der Einfluß eines Augenblickes; denn eine Stunde nachher war er wieder der von mißlichen Vorurtheilen und

Leidenschaften gefesselte Tyrann. Seine Thränen waren Gluthen für Josephinens Herz, das neuerdings bei diesem Anblicke zu brechen drohte. —

Eine dunkle Ahnung sagte mir, was vorging und ich starrte lange hoffnungslos die Stelle an, wo sich das erste Glimmen meiner Zuneigung zu der Dulderin in meiner Brust regte. Alles um mich her so einsam. Zur Rechten eine öde Felswand, zur Linken jene Stelle des Sees, wo er am tiefsten ist. „So nahe das schöne Plätzchen des ersten Händedruckes und ihm zur Seite der Ort grauenhafter Vernichtung!“ — So durchfurchten düstere Gedanken meine Einbildungskraft.

Aber um nicht Aufsehen zu erregen, mußte ich mich nach Hause begeben.

Nachmittags ging ich, immer noch mit widerstrebendem Gefühle, in das Haus des Doktors, wo mich eine Einladung, Josephinen, nebst ihrem Gemahl und einer Anverwandten nach G. zu begleiten, überraschte. Die Frauenzimmer gingen zusammen, Herr B. — so heißt der Gatte Josephinens — und ich ebenfalls. Leicht

denkst Du Dir, meine Fröhlichkeit mußte eine erheuchelte sein. Um meinem unstäten Blicke einige Bedeutung zu geben, unterhielt ich, freilich nur sehr dürftig, meinen Gefährten von der Verwüstung der Bergruine, an deren Seite sich die Landstraße hinzieht. Obgleich einige Jahrzehende die Spuren dieses Sturzes zu mildern suchten, so breitet sich die ungeheure Steinmasse dennoch in abschreckender Großartigkeit vor unsern Blicken aus. „Diese Felsenhügel begraben wohl manches Herz!“ sagte B. mit Gefühl. Warum liegt das meinige nicht hier? dachte ich und konnte mich kaum so weit mäßigen, Herrn B. anzusehen. Ist er nicht mein Nebenbuhler? dürfte ich ihn, mit dem Degen in der Hand, herausfordern, auf Leben oder Tod, wie gerne nähme ich eine solche Entscheidung an! **Aut Cæsar, aut nihil!** würde ich denken und sterbend meinem Ueberwinder die Hand der Versöhnung bieten, oder als Sieger triumphirend das Erkämpfte, als das Meinige, heimführen. Aber so in peinlicher Erwartung schweben, so das Schwert über meinem Haupte gezückt sehen, das mit jedem Augen-

blicke fallen kann, wenn es der Verleumdung gelingen würde, in dem unerfahrenen Herzen des hintergangenen Ehemannes die Schlange der Eifersucht zu wecken: das ist unausstehlich und dennoch muß man es ertragen. —

Unter solchen Reflexionen gelangten wir nach G., wo ich auf die Gesundheit des Herrn B. trinken muß. Meine Hand zitterte und dennoch mußte es geschehen.

Nachdem Herr B. seine Rückreise angetreten, begab ich auch mich mit Josephinen auf den Heimweg unter trüben Erinnerungen an das Geschehene. Nur ein Abdruck meiner Seele, so lebhaft, wie die Gefühle einer unglücklichen und doch nicht hoffnungslosen Liebe, könnte geeignet sein, Dir jene Nachmittagstunden darzustellen in ihrem wahren Lichte. Wir waren froh, unsere lieben Hügel, so reizend, wie die Gegenden der Geßnerischen Hirten, erreicht zu haben.

„Heute sahen Sie meinen Gatten und Sie hoffen noch?“ unterbrach Josephine das Schweigen. „O täuschen Sie mein armes Herz nicht durch einen leeren Trost, welcher das Erbärm-

liche unsrer Lage nur hervorhebt und uns unglücklicher macht."

„Das „Wie," entgegnete ich, „kann ich freilich nicht erklären; dennoch sagt mir eine Ahnung, deren Schleier noch hoffnungsvoll die Zukunft umhüllt, daß wir nicht immer unglücklich sein werden."

„Wohl! Ihnen steht die Pforte des Glückes noch offen; aber ich muß den Leidensbecher bis auf die Hefe ausschlürfen. Doch nur einen Wunsch noch: wenn eine Andere einst diese Hand besitzt, wenn Sie glücklich sein werden an der Seite einer Glücklichen; dann," sprach Josephine wehmüthig, „dann lassen Sie es mich wissen und ich werde mich mit Ihnen freuen und — dieses Leben verlassen, wenn ich auch selbst die Pforte aufreißen und ungerufen vor die Vorsehung treten muß."

In unbeschreiblicher Wehmuth blickte sie mich an und wir entfernten uns, da bereits die Dämmerung eingebrochen war. Ehe wir uns versahen, waren wir zu Hause; aber auf's Neue

fühlte ich mich an Josephinens Schicksal gefesselt mit unzerbrechlichen Banden.

Inzwischen erlaube ich mir, den Gang dieser Geschichte durch eine Bemerkung zu unterbrechen.

Man möchte nämlich fragen, und das mit Recht, was mir Befugniß ertheilt, Roberten eine Warnung in Betreff des Bündnisses mit Frau B. vorzulegen.

In den Jahren, als ich die Gymnasialschulen in S. besuchte, wurde Robert mir als Hauslehrer beigegeben. Doch er war nicht sowohl mein Lehrer, als vielmehr mein treuer, inniger Freund und in der Folge trennten wir uns nicht wieder, bis auf die Universitätsjahre. Ohne Uebertreibung darf ich gestehen, keine Falte meines Herzens sei Roberten unentdeckt geblieben, ebenso wenig entging mir je sein eigenes Gemüth, so daß wir als Brüder zusammenlebten, wie denn auch mein Vater ihn schätzte, wie seinen Sohn. So kam es, daß wir uns gegen-

seitig in verschiedenen Umständen beriethen über unsere Angelegenheiten und ich sage es mit einigem Stolz, daß in den Augen meines Freundes, obwohl er an Alter und Bildung mir überlegen war, nie meine Worte unberücksichtigt blieben. Deßwegen unterließ ich es auch nicht, zu wiederholten Malen ernste Worte an sein Herz zu richten, als er mir obige Briefe mittheilte und er nahm meine Mahnungen in der Absicht an, in welcher ich dieselben an ihn richtete.

Da ich aber sah, daß nicht nur keine Worte, sondern auch keine Macht Roberts Seele von seiner Josephine losreißen könnte, daß es mithin ein bleibendes, wenn auch gefahrvolles Einverständniß wurde, so hielt ich inne mit Abmahnen und wies ihn nur auf bedachtsame Vorsicht hin, damit er sich nicht den Augen verleumderischer Menschen bloß gebe und Josephinen dadurch ins Verderben stürze.

Den 13. Oktober.

Lieber Franz!

Ich zweifle keineswegs, daß Deine Warnung wahrhaft wohlmeinend sei und auch Deine Besorgnisse wegen meines Verhältnisses mit Josephinen sind gar nicht ohne Grund. Aber, mein Lieber! weißt Du auch, daß Du nur zu einem Kranken sagst: „Du hättest nicht krank werden sollen; denn dieses Uebel verzehrt Dich!“ — Nenne meine Liebe immerhin eine Krankheit, nenne sie ein unheilbares Fieber; denn unheilbar ist dieselbe, weil ich die Wunde immer nähre, an der mein Herz blutet.

Heute — um getreulich mein Tagebuch fortzusetzen — heute stand ich früher auf, als gewöhnlich. Denn seit ich die Unglückliche kenne, ist es mir unmöglich, nach dem Erwachen auch nur einen Augenblick liegen zu bleiben. Ich muß sie sehen und jede Minute, die ich vernachläßige, brennt auf meiner Seele. Wärest Du in Allem so gewissenhaft! wirst Du mir entgegnen. — Ja, ich sage Dir, die Momente sind gezählt. Unter zehn Tagen wird Josephine verreisen, da ihre

Wunde bereits zu heilen beginnt und dann — werden wir uns so bald nicht wieder sehen; wenigstens nicht mehr so ungestört, wie jetzt.

Lebhafter, als je, unterhielten wir uns heute über unsere Zukunft. „Was wird aus uns werden?“ fragten wir Beide und in unaussprechlicher Sehnsucht senkte sie ihr geliebtes Haupt auf meine Schultern.

„Nun wohlan! so hoffen wir! hoffen wir, uns wieder zu finden und nach einer schweren stürmischen Nacht einen schönen Morgen zu erleben!“ sagte sie voll Liebenswürdigkeit. „Aber,“ fuhr sie fort, „fühlen Sie nicht, daß uns etwas abgeht? Unser Gespräch windet sich so gezwungen in den Fesseln einer unnützen Galanterie. Nennen Sie mich „Du!“

Ein Kuß und wir begrüßten uns mit dem schönen Wörtchen „Du“, was auch viel angenehmer und zutraulicher klingt.

O grausames Schicksal! klage ich dann wieder; o unerbittliche Weltordnung! kann es ein göttliches Wesen sein, das Herzen bricht und reine Seelen in ihrer schönsten Blüthe, welche

die Schätze von tausend Welten nicht mehr zurückrufen, hinwelken läßt? Warum die Lilie nicht in der schönsten Schöne ihres Frühlings knicken? warum ihr nicht das Hinwelken ersparen? So frage ich verwegen, wenn ich die schöne Gestalt meiner Geliebten betrachte, die, obschon sie den ersten Schmelz unter der Last ihrer Leiden verloren, noch immer reizend ist. Dieser Mund, wie süß, wie wonnevoll muß sein erster Kuß gewesen sein! —

Durchgehe mein Leben, Du kennst es genauer, als mein Bruder, und Du findest nicht leicht einen Menschen, der in diesen Jahren so mannigfaltige Verhältnisse durchlaufen. Aber unter allem Sonderbaren, das mir begegnen mochte, ist mein Verhältniß zu Josephinen doch das Seltsamste. Ich weiß, Du wirfst mir Treulosigkeit vor in Betreff des Fräuleins N., allein ich frage Dich, ist es meine Schuld, wenn wir nicht zusammenpassen? Bin ich verpflichtet, sie zu lieben? Du wirst sehen, es ist bei dem Fräulein ein augenblicklicher Rausch der ersten Liebe, die besonders bei weiblichen Individuen, fast immer hef-

tig und schwärmend ist. Kurz, ich sage Dir, was Du voraussehen kannst: ich bleibe meiner Josephine treu! komme, was da wolle!

Den 15. Oktober.

Noch schwebt ein angenehmes Helldunkel über der Natur und vielleicht erquickt meine Geliebte ein süßer Morgentraum, denke ich auf dem Wege nach der Wohnung des Doktors, um Josephinen auf eine Spazierfahrt nach Z. abzuholen.

Kühle Herbstluft vertrieb vollends die Schläfrigkeit einiger Personen, die mit uns ein Schiff bestiegen und dieses glitt plätschernd durch die kleinen Wellen, die es spielend umwogten. Der Morgen war schön; aber die Witterung dennoch verdächtig, indem eine allzu dichte Röthe ihre Gluthen über den ganzen Horizont hingoß.

Denke Dir die komische Reisegesellschaft, in deren Mitte wir saßen. Die Hauptperson vis-à-vis ist ein wohlbeleibter Mann. Neben ihm ein Bauer, der durch seine Naivetät, mit der er den Prahlereien seines Nachbars hie und da ei-

nen Stoß versetzte, uns am meisten unterhielt. Die Nachbarin Josephinens macht eine Bäurin aus, die sich durch ihren dummen Stolz und durch ihre Großthuerei bemerklich macht, so wie durch ein großes Geschwür am Hals, wodurch ihre Stimme eine widerliche, keuchende Betonung erhält. Mir zunächst sitzt ein altes Trödlerweib, mit dem ich in immerwährender Correspondenz stehe wegen unsers gemeinschaftlichen Nachbars, eines Kalbes, das mit seiner tölpelhaften Unruhe bald mich, bald das Weib mit Zudringlichkeiten überhäuft.

Von der Schilderung unserer Reisegefährten kannst Du leicht auf die Unterhaltung schließen. Die Weiber verhandelten Staatsangelegenheiten und bedauerten die schwierige Lage unsers Kantons; die Männer kritisirten über das Priesterthum. Nach zwei ungeheuer langen Stunden verließ uns endlich der Nebel, welcher uns in der untern Hälfte des Sees mit dichten Wolken umschlungen hielt und das Städtchen Z. breitete sich in seiner reizenden Lage am schönsten Herbstmorgen vor unsern Blicken aus. Weit in die

Runde verhallten die Glockentöne der vielen Kirchen dieses Ortes und der Gedanke: o wäre es der Ruf zum Traualtar meiner Liebe! weckte mich zu ernster Betrachtung auf.

„Hörst Du den Glockenschall der Hauptkirche?“ frägt Josephine. „Diese Glocken riefen mich in die Kirche, als ich meinen Wilhelm auf der Kanzel erblickte.“

Ich antwortete nicht und schweigend erreichten wir B., wo sie einige Verwandte besuchte, während dem ich im Gasthofe das Mittagmahl nahm. Jede Minute wurde mir zur Stunde. Einsam in der großen Wirthsstube zählte ich die Viertelstunden an den Cigaren, die ich rauchte und es wurde meinem Herzen so eng, so schwer, als würde ihm sein Liebstes entrissen. Es trieb mich fort und ich mußte hinaus in das Freie und am Busen der schöpferischen Mutter Natur dem Drang meiner Gefühle Luft machen:

Einsam in des Sehnens Traum versunken,
Irre ich in weite Fernen hin;
Ach! ein Quell, mit süßer Lust getrunken,
Brennt in meiner Brust in ew'gem Glüh'n.

Und wer tilget diese Götterfunken,
Die in meinem Herzen lodernd sprüh'n?
Auf des Hügels Rasen hingesunken,
Seh' ich meines Traumes Bild entflieh'n.

Alle Zweifel meiner Zukunft weichen
Und der Hoffnung süß vertrautes Zeichen
Geht mir auf in neuem Morgenlicht.

Wenn die Sterne treulos mir erbleichen,
Wenn des Schicksals Stürmen Herzen bricht:
Hoffnung, Josephine! schwindet nicht! —

Auf unserm Rückwege denke Dir die zarteste Idylle aus Geßner's ländlichen Schilderungen.

Wir lehnten uns an einen Hügel und genossen mit frischem Appetit einige Baumfrüchte. Ein Gespräch, das ich nicht wieder in seiner natürlichen Einfalt erzählen kann, noch weniger die Gefühle, welche uns dabei in seliger Zufriedenheit durchströmten, würzten unsere Speise.

„Ein Hüttchen, so armselig es immer sein würde, und Dich, mein lieber Robert! mehr wünschte ich meinem Leben nicht."

Und dieses sprach sie mit einem Ausdrucke der Stimme, der sich nicht beschreiben läßt; mit einem Blicke, der vor Freude strahlte und mich die ganze Seligkeit, welche mir ihre Liebe darbietet, fühlen ließ; mit einem Lächeln, das von dem Ausspruche der reinsten Seele zeugte.

Franz! Du wirst mich kindisch nennen! aber bedenke, es ist die Entwicklung eines Keimes, welchen der Schöpfer in unsere Seele legte.

Den 16. Oktober.

Die Wichtigkeit der Sache entschuldigt mich, sogleich einen andern Brief folgen zu lassen, mein Franz! Es folgt eine Abwechslung unsers Liebesverhältnisses, eine grelle Veränderung der Scene.

Abermals wollte ich gestern Josephinen zu einem kleinen Ausfluge abholen, kam ins Haus des Doktors; aber sehe meine Geliebte nicht in der Wohnstube. Sogleich eile ich ihrem Zimmer zu, wo ich sie, mit Briefschreiben beschäftigt, antreffe. Kaum bin ich eingetreten, bittet sie mich,

gegen Abend zu kommen, indem Wichtigkeiten sie in Anspruch nehmen. Befremdet über diesen Bescheid — denn kein Blick ihrer Augen traf mich — ging ich zurück, nachsinnend, was vorgefallen sein möchte.

Abends trafen wir uns, wie sie mir vorgeschlagen, auf unserm gewohnten Hügel. Mit einer Thräne im Auge, reicht mir Josephine die Hand und ich starre wehmüthig die schöne Natur in ihrem Hinwelken an und denke: so fällt meine Josephine, ein Blatt am ungeheuren Baume der Menschheit; doch nicht in ihrem Herbste stirbt sie, im Frühling ihres Lebens, hingerafft vom feindlichen Geschicke. Aber welches Aufwachen aus diesem Gedanken!

Josephine reißt sich die Binde von ihrer Halswunde, ein Strom Blutes sprudelt über ihrem Busen; denn der Faden, welcher die wichtigste Ader unterband, ist gebrochen. In der Rechten streckt sie mir ein Billet hin.

Ganz betäubt vor diesem Anblicke, denke ich nicht daran, so schnell, als möglich, Hülfe zu

leisten, sondern lese zuerst das dargebotene Billet folgenden Inhalts:

„Mein Robert!

„Nenne mich nicht grausam, wenn ich vor „Deinen Augen sterben will. Die Ursache wirst „Du erfahren, wenn ich nicht mehr bin. Noch „einen Händedruck und es ist vollbracht!

„Möchtest Du glücklicher sein, als

„Deine Josephine.“

Erschüttert betrachtete ich sie in ihrem Blute; abermals reichte sie mir die Hand, mit den Worten: „Lebe wohl! Robert! mein Leiden hat bald ein Ende!“ Diese Sprache gab mir die Fassung wieder. Schnell richtete ich die Unglückliche auf, obwohl sie sich sträubte und ich zitterte, führte sie einer nahen Quelle zu, bat, beschwor sie, um unsrer Liebe willen, Hülfe anzunehmen, wusch die Wunde, verband sie, so gut es gehen mochte und führte sie sogleich nach Hause, wo ich den Doktor über den Vorfall in Kenntniß setzte, unter dem Vorwand, die Blutung wäre aus Unvorsichtigkeit ausgebrochen.

Zwar hatte dieses keine weitere Folge für

Josephinens Körper, als eine momentane Schwäche, die in Kurzem vorüberging; aber ich dachte mit Schrecken daran, daß die Verzweiflung dieses Vorhaben wiederholen könnte.

Ermattet liegt die Leidende auf ihrem Ruhebette; ich sitze ihr zur Seite, habe den Muth nicht, Fragen an sie zu stellen. Endlich schaut sie sich im Zimmer um, erblickt mich, ein schwerer Seufzer entsteigt dem bewegten Herzen, mit dem Vorwurfe:

„Wärest Du nicht so voreilig gewesen, so würde ich nicht mehr leiden!“

„Josephine! sei nicht so grausam gegen Deinen Robert!“ erwiederte ich, mich über sie hinneigend. „Mit Deinem Leben zerstörst Du auch das meinige.“

Diese Worte schienen einen tiefen Eindruck auf sie zu machen. Sie zog einen Brief hervor, den sie an ihrem Busen verborgen hatte, und überreichte mir ihn schweigend. Er war schon entsiegelt. Aus frühern Briefen erkannte ich sogleich die Schrift ihres Ehegatten und eine Ah-

nung begann, mich über das Vorgefallene aufzuklären.

Der Brief lautet wörtlich so:

„Theure, wenn auch treulose Gattin!

„Gestern Abends drei Uhr verließ ich Dich; aber nicht wie früher mit Liebe und Anhänglichkeit, sondern mit Unwillen und Unzufriedenheit.

„Denn ich kann mich nicht so verstellen, daß ich Dir die Aufregung meines Herzens verhehlen könnte. Schon der Empfang in M. zeigte mir, wie gleichgültig ich Dir geworden. Doch hätte ich mir dieses schon längst vorstellen können; denn Deine immerwährende Schwärmerei und Melancholie, was waren sie anders, als Zeugen eines unzufriedenen Wesens? War die scheinbare Aufregung bei meinem unerwarteten Eintreffen nicht erheuchelt, so schreibe ich sie keineswegs der Bewegung zu, welche etwa ein ersehntes Wiedersehen in Deiner falschen Seele hervorbrachte, sondern vielmehr der Macht des Gewissens, das Dich vor den Augen desjenigen, welchen Du so schmählich betrogen, folterte.

„Wie! wenn Dich in diesem Augenblicke der Tod überraschte! —

„Hätte ich Dich nicht besucht, so würde ich auch die Hintantsetzung und Verachtung nicht erfahren haben, mit der Du mich behandeltest. Doch Du hast wenigstens eine Strafe dafür. Wie sehr auch Dein Herz dem Buhlen entgegenflammt, so bist Du doch nicht frei, kannst die Fessel nicht zerreißen, die Dich am Altare an Deinen verhaßten Ehemann schmiedete. Aber was geht mich das eheliche Band an, wenn ich die schönsten Stunden in den Armen meines Geliebten verschwelgen kann! wirst Du denken und meiner lachen! —

„Freilich Du konntest lange, recht lange Deinen tölpelhaften Mann bethören mit Briefen, in welchen sein Bild immer vor Deiner Seele schwebte, ungefähr wie man einem Hunde die vergiftete Lockspeise vorhält; aber die eigene Erfahrung hat die Täuschung verscheucht und, schuldig der Treulosigkeit, stehst Du vor mir.

„Ich lasse Dir nun die Wahl. Willst Du reuevoll zu Deinem Gatten und den Kindern,

welche noch zu jung sind, um die Schuld ihrer Mutter zu fühlen, zurückkehren; so will ich Dich auch ferner als meine Gemahlin behandeln. Gedenkst Du aber, Dein Unwesen fortzutreiben und in den Schatten der Nächte Deine Untreue zu verbergen, dann ist es elend, daß meine Kinder eine solche Mutter, ich eine solche Gattin verabscheuen müssen.

„Jedenfalls denke nicht, von mir abgeholt zu werden; Dein Robert mag Dich begleiten.

„B . . . .“

Ich halte es für unnöthig, Dir diesen Brief weitläufig zu commentiren. Denn leicht findest Du, daß eine grausame, tyrannische Rohheit denselben charakterisirt. Doch den Anlaß — wenn man dieses wirklich Anlaß zu Eifersucht nennen kann — will ich Dir erklären.

Du erinnerst Dich, daß ich Dir letzthin von einem Besuche schrieb, welchen Herr B. seiner Frau machte und daß ich Beide nebst einem andern Frauenzimmer nach G. begleitete. Dort sagte ich scherzend im Gasthofe N., ich werde mit der Bewilligung des Herrn B. serviren und

bot natürlich Frau B. die erste Tasse. Nach dem gegenseitigen Abschiede begab ich mich mit Frau B. auf das nämliche Zimmer und wir saßen auf dem Sopha, als ein Mann eintrat und fragte, ob nicht Herr B. hier sich befinde. Auf die Weisung, er könne ihn leicht einholen, entfernte sich der Fragende. Dieses ist das ganze furchtbare Aergerniß, welches Herrn B. veranlassen konnte, einen solchen schrecklichen Brief zu schreiben.

Wenn ich auch wirklich in vertrautem Verhältnisse zu seiner Gattin stehe, so berechtigten ihn die beschriebenen Umstände keineswegs, einen solchen Schritt zu thun.

Ist's möglich? frage ich abermals und staune neuerdings über das furchtbare Mißverhältniß, welches diese unglückliche Person mit eisernen Banden an einen Tyrannen fesselt, der, nicht genug, sie um das schönste Leben betrogen zu haben, sein Opfer, das, bereits seiner Last gewohnt, dieselbe ruhig tragen will, durch einen nagenden Gram hinmordet. Ich überlasse es Dir, ein weiteres Urtheil über den Menschen zu

fällen und frage nur: verdient Josephine das? Sie, die schuldlose Dulderin kann ein Ungeheuer fragen: „Wie! wenn Dich in diesem Augenblicke der Tod überraschte?“ — „Er überrascht mich nicht,“ entgegnet sie ihm; „der Tod ist die Erfüllung meiner Wünsche!“

Aber ist sie nicht ihrem Manne treulos durch das Verhältniß mit mir? Vergilt sie nicht Betrug mit Betrug? —

Nein! —

Kann sie denjenigen hochachten, welcher sie am schönsten Morgen ihres Lebens hinterging? und ohne Achtung, wo ist Liebe möglich? Freilich geht die Spitzfindigkeit so weit, zu sagen, daß Josephine freie Wahl hatte und nicht gezwungen wurde, zu wählen. Allein ich möchte wissen, wie manches weibliche Herz, von so vielen und so gewaltigen Stößen erschüttert, anders handeln würde, als Josephine! —

Treue hat sie ihm geschworen, Treue auch dann noch, als sie die furchtbare Wirklichkeit aus der Täuschung weckte und noch nie hat sie ihren Schwur gebrochen. Sieben Jahre lang tobte

ein mörderischer Schmerz im Busen Josephinens, als sie ein Herz fand, das mit ihrem Eines ist und an diesem Herzen dürfte sie nicht mit Liebe hängen? — Auch diesen armseligen Trost noch rauben? —

Freilich der rücksichtslose Ausspruch des harten Gesetzes verdammt auch den Gedanken an ein solches Verhältniß; allein ich appellire an die menschliche Vernunft und dann verurtheile man Josephinen. Wer darf nicht hoffen? denn

Wärest du nicht, o Hoffnung! nicht dein stützender Anker:
Ach! wer hielte das Schiff mir in dem tobenden Sturm! —

Doch ich kehre zu Josephinen zurück.

Ihr den Brief zurückgebend, fragte ich sie:

„Dieser Brief konnte Dich bewegen, mich zu verlassen?"

„Ich gehe nicht mehr nach Hause!" war die Antwort.

„Aber um Gotteswillen! was fangst Du an? Hast Du den Brief schon beantwortet?"

„Mein Mann hat die Antwort; doch schrieb ich ihm meinen Entschluß nicht.“

„Deine Lage ist schrecklich, allein nicht ohne Hoffnung. Denn noch kannst Du Deinen Mann eines andern überzeugen, nachdem sich der erste Anfall seiner Wuth gelegt. Schreibe ihm zum zweiten Male mit Entschlossenheit und Ruhe.“

Endlich entschloß sie sich, meinem Rath zu folgen und versprach mir, nie wieder jenen furchtbaren Entschluß zu ergreifen. Sie bedurfte sehr der Ruhe und ich verließ sie.

Den folgenden Tag schrieb sie diesen Brief an ihren Gatten:

„Theurer Gemahl!

„Die Person, welche Dir meinen letzten Brief übergab, ging von hier zu schnell wieder fort, als daß ich Dir hätte schreiben können, welche Gefühle Dein Brief in meinem Herzen hervorrief. Thränen schrieben meinen letzten Brief, den gegenwärtigen aber schreibe ich gefaßt und entschlossen.

„Ohne Zweifel denkst Du mich durch Deine Beschuldigungen niedergeschmettert zu haben und

Du hast Dich auch nicht verrechnet. Denn ich gestehe Dir, keine Stunde meines Lebens, auch nicht die leidenvollste, war für mich so niederschlagend, als diejenige, in welcher ich Deinen Brief las. Mein armes Herz drohte zu bersten. Aber es war nicht das Gefühl der Schuld, nicht das Bewußtsein der Untreue, welches so schwer auf meiner Seele lastete; nein, mein Gemahl! es ist die Kränkung unglücklicher, betrogener Liebe! —

„Ich verfluche eine Stunde meines Lebens; aber nicht diejenige, in welcher Du mich als Braut heimführtest; sondern jene, in welcher ich mein leidenvolles Leben erblickte. Ohne Heuchelei sage ich Dir: ich weihte Dir alle meine Stunden von jenem Augenblicke an, als uns das unauflösbare Band der Ehe verpflichtete; ich verschmähte es nicht, Deine Sclavin zu sein, jeden Wink Deiner Hand zu befolgen und manchen trüben Tag versüßten mir die lieben Kinder, an die mich alle Bande der Mutterliebe fesseln. Du weißt es, ich konnte nicht immer Rosen pflücken; aber ich duldete; denn ich sah, daß Du mich liebtest. Doch von der nämlichen Hand, welche

mir am Altare Treue, ewige Treue schwor, von der nämlichen Hand, die ich ergriff, um ein mühevolles Leben, von ihr unterstützt, zu durchlaufen, von dieser Hand erhalte ich eine Wunde, an der ich noch lange bluten werde und am Ende fordert mich dieselbe Hand auf, mich vor ihren Richterstuhl zu stellen.

„Wie ich schon schrieb, ist meine Wunde noch zu gefährlich, als daß ich M. ohne Lebensgefahr verlassen könnte; aber sei getrost! dieß ist eine Gefahr, die ich mit Frohlocken begrüße. Denn ich werde kommen, die Wunde wird sich entzünden, Deine Vorwürfe, Deine blitzenden Augen: o Alles, Alles wird dazu beitragen, dieses arme Herz vollends zu brechen in der Blüthe seiner Jahre und ich bereue es nicht. Denn wäre nicht das Bild meiner lieben Kleinen mit Flammenzügen in meine Seele geschrieben, schon lange würden mich die Wellen des ***sees begraben; doch an dem Busen meiner theuren Kinder will ich sterben.

„Lebe indessen wohl und bete für Deine unglückliche Gattin, daß die Vorsehung sie bald

erlöse von einem Leben, welches Dir nur Sorgen und Verdruß bringt.

„Einen herzlichen Gruß an meine Kinder von

„ihrer

„unglücklichen Mutter

„Josephine B.“

Wir erwarteten mit Ungeduld die Folgen dieses zweiten Schreibens; Josephine zerrüttet von diesem Schlage, ich voll Unruhe und Spannung. Diese Stimmung durfte nicht lange dauern, sollte sie die Dulderin nicht vollends hinraffen.

Zwei Tage vergingen ohne Hoffnung, am dritten erhielt Josephine eine Antwort.

Ihr Mann wurde, nach seinem Briefe anzunehmen, erschüttert von dem Muthe, mit dem seine Gattin die Beschuldigungen zurückwies, sah das Unzureichende seines Verdachtes ein und bat die gekränkte Gemahlin mit diesen Worten um Verzeihung:

„Liebe Mutter!

„Dein Brief zerreißt meine Seele; denn ich glaube nicht, daß Heuchelei so weit gehen kann.

Aber ich frage Dich: wie haben wir es verdient, uns mit solchen Zumuthungen zu quälen? Freilich ich bin Schuld an diesem Zerwürfniß; allein wer hat nicht seine Launen!

„Der Sturm hat sich gelegt, liebe Frau! und ich muß mich vor mir selber schämen, wenn ich denke, wie unverzeihlich leichtsinnig ich Verleumdungen, die über meine treue Gattin ausgestreut wurden, Gehör gab.

„Doch ich bin überzeugt, Deine Liebe verzeiht mir und hat Nachsicht mit der Schwäche, welche mich öfter schon zu ungerechten Schritten gegen Dich verleitete. Wir wollen uns ferner das Leben nicht mehr verbittern, sondern Hand in Hand wandeln.

„Ich kann von Dir nichts verlangen, als die Heilung Deiner Wunde möglichst sorgfältig zu fördern und die nöthige Zeit dazu zu verwenden. Denn müßte ich mit meinem Leben das Deinige erkaufen, ich würde keinen Augenblick zögeru.

„Uebrigens kann ich Dir auch nicht verschweigen, wie sehr ich Dich vermisse, nament-

lich in der Betreibung unsers Geschäftes; denn Du weißt, wie wenig ich diesen Sachen gewachsen bin und daß ich nicht einmal einen ordentlichen Brief schreiben kann.

„Berichte mir gefälligst, wann Du von M. zu verreisen gedenkest; aber beeile Dich dabei nicht. Mit Vergnügen holt Dich dann ab

„Dein

„B."

„Und Du freuest Dich nicht über diese Nachricht?" fragte ich Josephinen unvorsichtig.

„Dieser Brief macht mir kein Vergnügen," entgegnete sie. „Denn ich kenne meinen Mann allzu gut, um nicht einzusehen, welch flüchtigen, vielleicht nur scheinbaren Eindruck meine Antwort auf ihn gemacht. Seine Seele ist ein schwaches Rohr, das, von jedem Hauche seines Gemüthes bewegt, sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigt. Du wirst in der Folge erfahren, daß dieser Anlaß, anstatt ein Grund mehr zu sein, mich schonend zu behandeln, im Gegentheil bei der geringsten Eifersucht hinreichen wird, die Flamme seiner Leidenschaftlichkeit anzuschüren. Seine

Gefühle sind dermaßen unbeständig, daß er mich in gewissen Momenten ermorden, eine Viertelstunde darauf beweinen könnte. Ich kann nur wiederholen, was ich Dir schon manchmal sagte, lieber Robert! ich kehre bald nach Hause zurück, beschäftige mich mit der Erziehung meiner lieben Kleinen und ein stiller Gram, genähret durch die Sehnsucht nach dem, was für mich ewig unerreichbar ist, dazu noch die Vorwürfe meines Mannes: dieß Alles wird genügen, mich in wenigen Jahren zu vernichten."

„Quälen wir uns doch nicht immer mit solchen unnützen Besorgnissen!" sagte ich unmuthig. „Denn Du bist grausam gegen Dich selbst."

„Nenne vielmehr mich dann grausam, wenn ich Dich in den Traum unsinniger Hoffnungen einwiegen und mit Bauen gehaltloser Luftschlösser Deine schönsten Jahre vergiften und dann mit einem plötzlichen furchtbaren Erwachen aus dem gefährlichen Traume, Deine Zukunft untergraben würde: das wäre Grausamkeit von mir, dann müßtest Du mich verabscheuen."

„Dieser Tag übt einen traurigen Einfluß auf Dich aus, Josephine!“

„Es ist traurig, sich solchen Betrachtungen hingeben zu müssen, Robert! aber wozu uns täuschen? — Stellen wir uns vielmehr die hoffnungslose Lage uns'rer Liebe in ihrer abschreckenden, aber wahren Seite vor. Du bist im Frühling Deines Lebens; Deine Pflicht ist es, alle Deine Kräfte zur Ausbildung Deiner Talente anzuwenden, was aber keineswegs möglich ist, wenn Du Dein Loos an mein Schicksal fesseln willst.“

„Was verlangst Du von mir?“ fragte ich niedergeschlagen.

Meine Hand ergreifend, sprach sie feierlich:

„Bekämpfe Deine Leidenschaft, da Du sie noch unterdrücken kannst; ziehe Dich zurück; weihe Deine Jahre einem Deiner würdigen Berufe; denke, Du seiest der einzige Freund einer Unglücklichen und wenn Du einst glücklich bist: dann — weihe mir eine Thräne des Mitleidens.“

„Aber wenn ich Deinen Rath nicht be-

folge, wenn ich nur mit Dir glücklich, oder elend sein will?"

„Robert! Du bist im Irrthum. Wie willst Du Dich in den Strudel einer verführerischen Welt wagen, wenn Du Deiner Gefühle nicht Herrscher bist? Doch ich will Dir keinen Vorwurf aufladen; wer verleitete Dich, wirst Du fragen und Du hast Recht. Ich trage die ganze Schuld Deiner Verwirrung; ich bin es, die Dich von Deinem wahren Ziele abgelockt. Wenn Du mich nicht verachtest, so mußt Du mich doch bedauern."

„Josephine! Du marterst mich. Erwarten wir die Fügungen des Schicksals und greifen wir nicht eigenmächtig seinem Walten vor."

Ich kann nicht anders, wiederhole ich Dir immerfort, und magst Du mich auch einen feigen, unentschlossenen Menschen nennen.

In einigen Tagen verreis't sie. O wenn dieser Tag schon vorbei wäre! und doch kommt er mir zu früh. Tröste Dich nur auf eine traurige Schilderung unserer Abschiedsscene.

Den 18. Oktober.

Wohl nahm ich mir vor, Dir nicht mehr zu schreiben, bis sich Josephine entfernt habe; aber ich bin so unruhig, wenn ich nicht in ihrer Nähe bin, daß ich mich wenigstens mit Dir über sie unterhalten muß.

Gestern schrieb ich ihr folgendes Billet:

„Dich nicht mehr sehen! dieser Gedanke lastet mit Zentnergewicht auf meinem kranken Herzen. Bis jetzt fühlte ich Wonne und seliges Entzücken und schwelgte in einem angenehmen Traume; denn ich war ja in Deiner Nähe, beseelet von den schönsten Hoffnungen einer goldenen Zukunft. Jeder Morgen versprach mir ein neues Glück!

„Aber wie ganz anders bin ich jetzt! Seit Deinem neuen Leiden, seit jenem Augenblicke schwebt mir nur der traurige, furchtbare Gedanke vor: Dich verlassen! —

„Du hast ein Feuer, eine sprühende Flamme in mir hervorgerufen, die mich verzehren wird, wenn sie nicht an Deinem Herzen gelindert wird.

— Drei Jahre, vielleicht noch länger — vielleicht nicht mehr — o das verwirrt mich!

„Jede Stunde, in der ich Dich nicht sehe, wird mir zur Ewigkeit. O wie mancher für mich verlorne Tag wird noch hinschwinden!

„Wenn ich von Dir getrennt bin, einsam meine Lage betrauere, in solchen Stunden fühle ich das Inhaltschwere des Gedankens: Dich verlieren!

„Es ist nicht Wollust, theure Josephine! die mich zu Deinem Sclaven macht; nein! es ist jene glühende Liebe, die zittert, wenn sie denkt, den theuren Gegenstand einst vermissen zu müssen. Freilich, er will auch gesättigt sein, jener süße Trieb; aber warum? — Ich schweige; denn ich lese die Antwort in Deinem Auge und Du leidest das nämliche Entbehren! —

„Vielleicht quält Dich die Besorgniß, ich möchte bei ähnlicher Gelegenheit mich nicht stark genug fühlen und der lockenden Verführung in den Armen einer Andern unterliegen? — Nur unbesorgt, Josephine! wenn ich an das Ende der Welt käme, Dein Bild wird als schützender

Wächter mir zur Seite gehen, wohin ich mich immer wenden werde. Ohne Dich will ich hier, will ich dort nicht glücklich werden und kann es nicht.

„Treu! treu! auch über dem Grabe; dann lasse des Schicksals Stürme um Dich sausen!"

Noch zwei Tage und wir sind geschieden. Mit Viktoria Colonna darf ich sagen:

Reich ist an Blumen der Lenz, der Herbst und der Sommer an Früchten:
Aber die Liebe, sie ist reicher an Thränen und Schmerz!

Und dennoch habe ich kaum den kleinsten Anfang meiner Prüfung bestanden.

Dieser Brief war der letzte, den ich vor der Trennung der Liebenden erhielt. Es beginnt nun eine andere Periode; sie sind geschieden: Josephine trägt die frühern Fesseln, Robert verreis't nach Bern, um dort den Anfang seiner medizi-

nischen Studien zu machen. Seine Briefe werden seltener; allein dessenungeachtet bin ich im Stande, die Fortsetzung ziemlich genau anzugeben, theils aus dem Tagebuch meines Freundes, theils nach der mündlichen Aussage einer treuen Freundin Josephinens.

Bei einem persönlichen Zusammentreffen theilte mir Robert vor seiner Abreise einen Brief mit, den er, wie es scheint, unmittelbar nach seiner Trennung von Josephinen geschrieben hat:

„Meine Liebe!

„Auf Sonnenschein folgt Regen, können wir mit einander sagen. Denn kaum haben wir die Morgenröthe einer schönen, innigen Liebe gesehen, kaum die Pforte eines anfangs nur geträumten Himmels geöffnet; so schlägt uns des Scheidens traurige Stunde und Du — stehst in Thränen vor mir und ich suche meinen Schmerz zu unterdrücken, bis zu dem Augenblicke, wo Du sagst: „Das ist der letzte Kuß!“ — Es ist nicht der letzte, meine Josephine. Ich fühle es; eine dunkle, liebe Ahnung spricht zu meiner Seele: nur Treue!

„Ich weiß es, Du kehrst zurück in die Fesseln eines qualvollen Lebens; jeder Blick von Deinem Manne ist ein Blitz für Dein armes duldendes Herz und Deine Seele droht zu unterliegen. Aber bedenke auf der andern Seite: wenn Dein Mann wirklich todt wäre, wenn Du jetzt ganz frei mir Deine Hand bieten könntest: was würde uns treffen? könnten wir Jahre lang überwinden, da eine Stunde unſ're Vorsätze niederwarf? — — Nein! Josephine! diese Prüfung, so schmerzlich, so unerträglich sie scheint, ist nothwendig und wir müssen sie ertragen. Scheint es Dir oft auch unausstehlich, willst Du in Augenblicken düsterer Melancholie oft die Last eines solchen traurigen Lebens abwerfen; dann denke Deines Robert in der Ferne, der Dir zuruft:

„Kurze Nacht noch und mit tausend
„Flammenaugen blickt der Tag,
„Und vor ihm schließt dumpf erbrausend
„Sich der Jetztzeit Sarkophag.

„Ich ging spatzieren, um diesen Brief etwas

leichter fortsetzen zu können; nun ergreife ich die Feder — noch viel unruhiger als vorher.

„Ich besuchte jene liebe Bank, den Zeugen unsers ersten Händedruckes. — Sonst wurde mir so wohl, wenn ich an diese Stelle kam und heute schnürt es mir die Brust zusammen und ich starre die Felsen an, an Josephinen denkend.

„Während ich dieses schreibe, wirst Du in L. sein und das Dampfschiff besteigen, das Dich nur zu schnell in Deine Heimath trägt, wo eine Fessel Deiner harrt, die sich nur ertragen, nicht zerbrechen läßt. Du siehst, ich komme immer auf das alte Einerlei zurück; aber noch Eines und zwar, wie mir scheint, das Wichtigste.

„Wenn Dir manchmal Deine Lage entsetzlich wird und Du unter der Last seufzest; dann ergieb Dich nicht dem Gram, ich beschwöre Dich bei Deiner Liebe zu mir. Der Gram ist ein schleichender Mörder und macht Dir Dein Geschick nur unerträglicher. Stelle Dir als Muster jenen Mann vor, dessen großer Geist die Worte sprach: „Auch im Unglück frei und groß zu sein,

ist nur das Erbtheil seltener, erhabener Seelen!"
— Oder gedenkst Du zu siegen ohne Kampf?" —

Sein Tagebuch giebt uns noch folgende Skizzen:

„Heute verreise ich nach W.; bereits bin ich auf jenem Felsen, wo wir vorgestern noch saßen und Du — bist bei Deinen Kindern, vielleicht Vorwürfe hörend von Deinem Tyrannen. Welch' schmerzliche Erinnerung für Deinen Geliebten."

„Fünfzig Schritte von da fällt mir jene Stelle in die Augen, wo ich gestern Abends schaudernd Deine Hand ergriff und mit Dir hinunterstarrte in die ungeheure Tiefe der Wellenschlucht. Plötzlich winkt mir ein einsames Plätzchen, eine malerische Baumgruppe neben einem zerfallenen Felsstücke, wo wir uns labten beim Sonnenuntergang des schönsten Herbstabends — am Abend vor unserer Trennung."

„Von hier aus erblicke ich die Ufer des Vierwaldstättersee's. Ein dichter Nebel umhüllt die Berge, an deren Fuß Josephine wohnt; eine noch dunklere Wolke umschattet die Seele der Dulderin. Kaum setze ich meinen Weg fort, so durchbricht jenseits des Rigi ein Sonnenstrahl die Nebelmaße und dringt als Licht der Hoffnung in meine Seele. Werde ich nach einigen Jahren diese Gegend nicht mit leichterm Herzen betrachten?"

„In diesem Augenblicke fühlte ich abermals, was ich verliere, wenn ich ferne von Josephinen bin; da dringen sich mir Claudian's Worte auf:

— — — sparguntur in omnes;
In te mixta fluunt, et quae divisa beatos
Efficiunt, collecta tenes!" —

Für den folgenden Tag schrieb Robert diese Bemerkung nieder:

„Ich bin gespannt, wie ein Bogen, der bald seinen Pfeil abschnellen, oder zerbrechen wird. Hast Du meinen letzten Brief erhalten oder fiel er Deinem Mann in die Hände? Letzteres wäre fürchterlich! Doch das Schicksal wird nicht alle

seine Wetter über Deinem Haupte entladen, Dich nicht mit allen seinen Stürmen vernichten wollen, es müßte denn ein teuflischer Unstern über uns walten."

Bevor Robert nach Bern verreis'te, besuchte er Josephinen noch, sehr begierig, zu erfahren, mit welcher Miene Herr B. ihn empfangen werde. Sein Tagebuch mag uns abermals diesen Besuch beschreiben:

„Rings um mein Schifflein" — so erzählt Robert — „in dem mich ein tüchtiger Fährmann dem Heimathorte meiner Geliebten zuführt, dichte Nebelhülle; plötzlich theilt sie sich und die Alpenkette des Vierwaldstättersee's steht ganz verklärt im Glanze der Morgensonne vor meinen Augen. Auch ohne Künstler zu sein, prägte sich das tausendfach entfaltete Panorama tief in meine Seele. Aber mit dem Verschwinden des ersten Eindruckes, dringt sich mir das Bild des Herbstes auf, die welkende Natur, welche bald vom eisigen Leichentuche bedeckt sein wird. So welkt die Freiheit am zehrenden Fieber der Geisteskrankheit.

„Unwillkührlich erinnere ich mich an Geßner's ersten Schiffer; denn vor mir liegt das Ufer, an dessen Gestade mich die nämliche Sehnsucht zieht, und ich betrete die Heimath meiner Lieben zweifelvoll, was mir begegnen wird.

„Mit jedem Schritte, der mich der Wohnung Josephinens näher bringt, wird der Schlag meines Herzens ungestümer. Endlich stehe ich vor dem Hause. Die erste Person, welche mir begegnet, ist ein Kind von vier Jahren, blühend, wie ein Engel. Schüchtern zog es sich zurück: hätte es gewußt, wer der Fremdling wäre! Bald zeigt sich ein Mann, sich umzusehen, wer da sei. Es ist Josephinens Gatte. Wider alles Erwarten freundlich führet dieser mich in das Wohnzimmer, wo seine Gemahlin sich mit drei Kleinen beschäftigt. Es war gut, daß sich Herr B. sogleich entfernte, um der Hausmagd einige Aufträge zu geben, sonst würde ich in mißliche Verlegenheit gerathen sein; denn so ungebildet dieser Mann ist, so hätte ihm doch keineswegs die Gemüthsstimmung entgehen können, in welcher Josephine mich begrüßte.

„Der Abend, welchen ich dort verlebte, darf unter die glücklichsten meines Lebens gezählt werden. Nicht nur herrschte die gemüthlichste Zutraulichkeit unter den Anwesenden, sondern ich wurde auch mit andern schätzenswerthen Personen dieses Ortes bekannt und gelangte zur Ueberzeugung, daß es auch in diesem Ländchen, wo der Kern des Freisinns durch die eiserne Schale der Knechtschaft nicht durchbrechen zu können scheint, noch Männer gibt, welche würdig sind, den Stammsitz Helvetiens zu bewohnen; wenn ihre Zahl auch nicht bedeutend ist, die Zeit wird sie vermehren.

„Die Trennungsstunde beschreibe ich nicht. Von Josephinen begleitet, verließ ich das Dorf, nachdem ich folgenden Gedanken in ihr Stammbuch geschrieben:

„Der letzte Kuß.

„Das ist der letzte!“ tönt's von Deinem Munde,
Und scheidend reichst mir Deine treue Hand,
Zu einer langen Trennung Schmerzensband;
Sie hat geschlagen, ach! die bitt're Stunde!

„Doch Trennung gibt es nicht dem Herzensbunde,
Nicht Trennung bis an schwarzen Grabes Rand,
Und scheiden Seen uns, Gebirgeswand,
Und kreisen ew'ge Jahre in die Runde.

„Mit Flammenzügen hat's ein Gott geschrieben
In meine Seele und in Deine Brust;
Des Bundes Zeuge ist die traute Stelle,

„Wo hoffend keimte unser erstes Lieben:
Ohne Dich will ich keines Himmels Lust,
In Dir nur fließet meines Schicksals Quelle!

„In St*** besuchte ich meinen Bruder, dessen Seele, durch fremden Einfluß verleitet, von Ordensgelübden gefesselt ist. Trauriger schied ich von ihm, als von meiner Josephine. Denn wäre es Ueberzeugung, was ihn zwischen den Klostermauern gefangen hält, fühlte er sich berufen, den Reizen der Welt Lebewohl zu sagen, um sich auf eigene Veredlung zu beschränken, oder sein Wirken dem Heile der Menschheit zu

weihen: dann würde ich beruhigt weggehen und seinen Zweck loben. Allein Niemand, auch nicht der beredteste Prälat, nimmt mir die Ueberzeugung, daß der früher so lebensfrohe Jüngling, durch Benutzung verschiedener Verhältnisse, einem listigen Ordenshelden in die Hände fiel, der die sentimentale Stimmung des jungen Menschen einer verfehlten Richtung zuführte. Meine warnende Stimme galt nichts, wurde sogar oft für üble Zumuthung aufgenommen und die Beantwortung brüderlicher Briefe von Oben herab verwiesen. Er hat den Eid geschworen und wenn einmal die phantasiereiche Hülle der jugendlichen Seele abgestreift ist, wenn der männliche Charakter mit unbestechlicher Besonnenheit Gericht hält über diesen Schritt und das Romantische der Klostermauern sich in eine Kerkerwand umwandelt: dann darf er nicht mehr zurück, will er nicht vor den Augen befangener Menschen als Eidbrüchiger bloßgestellt sein. Sagt ihm auch sein Gewissen deutlich genug: Du bist bethört worden, Du legtest eine Schwörungsformel ab, ohne den Inhalt zu kennen in Deiner Unerfah-

renheit: er kann doch nicht mehr zurück. Er wird als frevlerischer Gottesleugner verachtet, sein Seelenfriede ist dahin, sein Inneres zerrüttet, selbst seine physische Existenz gefährdet; denn Niemand nimmt sich gerne eines ausgetretenen Mönches an, wenige Menschenfreunde ausgenommen, die das menschliche Herz und auch dessen Bedürfnisse kennen; allein wie zusammengeschmolzen ist die Zahl solcher Freunde! — Und was bleibt also dem Unglücklichen übrig, wenn er nicht austritt? — Entweder verzehrt ein nagender Gram seine Kräfte und bringt ihn vor der Zeit unter den Boden, oder er wählt das Leben der Mehrzahl solcher Leute, indem er in fortwährendem Rausche von Vergnügen seine Unruhe zu ersticken sucht, bis sie wieder aufwacht.

„Diese Worte zwingen mir traurige Erfahrungen ab. Jugendfreunde, die mit mir früher den nämlichen Studien oblagen und sich allmählig durch Vorurtheile bethören ließen, sind nun geisteskrank, abgezehrt oder abgestumpft durch sinnliche Betäubung.“

„Dieser Tag bringt für mich nur Trauriges. Kaum habe ich meinen Bruder verlassen, so erblicke ich von dem Fenster eines Gasthauses aus, folgende empörende Scene.

„Ein Mann, ungefähr in den Fünfzig, steht vor einem schönen Hause, seinen Hut in der Hand, in völlig zerfetzte Kleider gehüllt. Er ist ganz abgeschwächt, theils durch sein Elend, theils durch ein unordentliches Leben, dessen Spuren unvertilgbar auf seinem Körper zur Schau liegen. Zitternd zieht er die Glocke und ein Jüngling von zwanzig Jahren öffnet die Thüre, gibt dem Bittenden statt des Almosens einen derben Verweis, mit der Drohung, ihn vom Hause zu jagen, wenn er sich nicht sogleich entferne. Auch ohne weitere Erklärung ergriff mich dieses Betragen um so mehr, da ich den jungen Menschen kannte, und ihn früher unter meine Freunde zählte. In den ersten Blättern meiner Briefe geschah Erwähnung desselben. Mein Wirth trat auf mich zu, mit den Worten:

„Kennen Sie den Mann, welcher auf so

unhumane Weise davon gejagt wurde, daß Sie solches Bedauern zeigen?"

„Den Bettler kenne ich nicht, wohl aber denjenigen, welcher ihm die Thüre wies."

„Es ist sein Sohn!" gab mir der Wirth zur Antwort.

„Sein Sohn!" rief ich erstaunt aus; „aber darf ein Sohn in einem civilisirten Lande seinen eigenen Vater so behandeln, ohne gestraft zu werden?"

„Von Strafe ist hier keine Rede," sagte der Wirth.

„Wie gerieth dieser Mann in solche elende Lage?" fragte ich.

„Wie Sie am Hause selbst sehen" — erwiederte der Gastgeber — „war jener Mann sehr bemittelt und betrieb ein ziemlich einträgliches Geschäft. Allein nicht seines Geldes wegen nur stand er in der Achtung seiner Mitbürger, sondern vielmehr vermöge seines redlichen Charakters und seiner Rechtschaffenheit. Er hatte das Unglück, sich mit einem Weibe zu verbinden, das ihm sein schönes Leben zur Hölle machte. Schon

die Bildung seines Sohnes, dem er eine solide Richtung geben wollte, von der Mutter aber nicht geduldet wurde, machte ihm unsäglichen Verdruß. Das liebe Söhnchen wurde in Klöster eingepuppt und von der tückischen Mutter heimlich unterstützt, so daß der junge Mensch allmählig, zuerst freilich ohne seine Mitschuld, anfing, seinen Vater gering zu schätzen, vorzüglich weil er mit der Beknechtung seines Vaterlandes durch die Klöster nicht einverstanden war. Das Fehlschlagen eines Geschäftes, das er etwas kühn, aber nicht ohne Einsicht unternommen, brachte den guten Mann um den größten Theil seines Vermögens und das mitleidlose Weib, verbunden mit dem undankbaren Sohne, ließ sich von Seite uns'rer Landesgerichte ihres Gutes versichern und wies dem Gatten die Thüre. Dieser, voll Verzweiflung, ließ keinen Versuch unbenützt, sich in den vorigen guten Stand zu setzen; allein jeder mißlang und so gab er sich zuletzt, da ihm keine Aussicht mehr blieb, einer trostlosen Entmuthigung hin, die ihn dem Elend in die Arme führte, in welchem Sie ihn erblickten."

„Solches geschieht in einem Lande, welches von Religion vollgestopft ist, unter einem Volke, das bei jeder Gelegenheit nie versäumt, menschenfreundlichen Männern aller Zeiten die gehässigsten Namen anzuhängen, Alles unter dem Schutzmantel einer erheuchelten Religionsprahlerei.

„Es ist nicht Erfindung; ich könnte die Namen der betreffenden Personen anführen. Der bezeichnete Sohn studirt nun Theologie, um einst als Stellvertreter seines Gottes aufzutreten, Familienzwiste zu hindern und beizulegen; er will sich einem Berufe widmen, welcher die Weihe hat, die Wunden der Menschheit zu heilen, er, der seinen unglücklichen Vater unsäglichem Elende preisgibt!"

Mit diesen traurigen Erfahrungen kehrte Robert nach Hause zurück. Es war im October 184*.

Hoffnung ist die Hauptstütze des Menschen; die größten Gefahren mögen ihn umdräuen, Stürme wüthend auf ihn hereinbrechen, ein schwa=

cher Schimmer von Hoffnung, auch wenn er von den Ungewittern eines feindlichen Geschickes ganz zerrissen scheint, hält ihn aufrecht. Und wo war Hoffnung nothwendiger, als bei Roberten und Josephinen! wo wirkte dieselbe wohlthuender, als in der gebeugten Seele der Dulderin?

Die schwierige Lage Josephinens ist uns ziemlich bekannt. Zwar wurde sie von ihrem Gemahl meistens als Sklavin behandelt, wie eines seiner Kapitalien, das ihm wuchernde Zinse bringen soll; aber, wenn irgend ein Leiden auf ihr lastete, war ihr Gatte mit aller Aengstlichkeit um sie besorgt; der Gedanke, sie zu verlieren, quälte ihn dämonisch. Denn in solchen Stunden fühlt er, was sie ihm ist, obgleich bald darauf das Gewicht seiner Tyrannei über sie herfällt.

Allein ist ihre Hoffnung nicht ungerecht, schmählich, strafwürdig? gründet dieselbe sich nicht auf den Untergang derjenigen Person, deren Glück Josephine auf Befehl übermenschlicher Gesetze befördern soll mit allen Kräften, selbst wenn sie eine ungerechte Behandlung erleidet?

Die Vernunft mag hierüber das Urtheil sprechen.

Josephine hat sich in ihrem Betragen gegen den Ehemann keiner Schuld würdig gemacht, selbst bei jenem Anlasse war sie frei von Unrecht, als sein Unwille donnernd auf das schuldlose Opfer hinstürzte. Sie sieht ihn hinwelken durch den modernden Wurm seiner Leidenschaften und auch seiner Kränklichkeit. Mit zärtlichster Sorgfalt beseitigt sie also jeden Anlaß, der durch Aufweckung der Schlange in seinem Busen, Gesundheit oder Ruhe stören könnte. Soll sie auch ihre Hoffnung zum Opfer bringen? Ein Ideal von Vollkommenheiten würde sich so weit besiegen können; allein wir haben es hier mit Menschen zu thun, und fordern Jeden auf, sich in solcher Lage auszusprechen.

Von hundert jungen Männern würden sich vielleicht nicht zwei so benehmen, wie Robert, indem die Einen davon — aber auch die Minderzahl — vermöge des Einflusses eines männlichen, festen Charakters, die Regungen ihres Gemüthes besiegen, und, wenn auch mit wun-

dem Herzen, sich von dem gefahrvollen Verhältnisse losreißen würden; die Andern — und wohl die Meisten — aus Leichtsinn, vielleicht auch aus unverschuldeter Unerfahrenheit, sich hingeben würden, so lange an ihrem Horizonte der Morgenstern der Hoffnung und die Sonne des Vergnügens leuchtete. Bei der geringsten Verlegenheit aber würden sich die Letztern zurückziehen, nicht beachtend, daß dadurch der Seelenfriede eines Menschen untergraben sei.

Die Umstände selbst geben diesem Verhältnisse so viele und einige wirklich bedeutende Blößen, daß man unsern Helden öfter einer Schwachheit zeihen wird, die in den Augen des Moralisten unverzeihlich scheint. Er fühlte schon beim Hauche des Zephyrs, daß dieser Orkane in seinem Gefolge habe und heftige Stürme nach sich ziehe: warum hütete er sich damals nicht, der Unvorsichtige? wäre es nicht besser gewesen, dem lockenden Spiegel des Oceans zu entgehen, als von seinen Fluthen verschlungen zu werden? so frägt der naseweise Sittenrichter.

Wir geben zu, Robert hätte durch männ-

lichen Kampf mit seiner Leidenschaft, Josephinen — zwar nicht geheilt, doch sich selbst gerettet. Allein zugleich erinnern wir daran: ein Jüngling von zwanzig Jahren trifft einen Menschen an, der so mit seinen Neigungen und Anlagen übereinstimmt, daß er sein zweites Ich in ihm erblickt. Es sind zwei Flammen, die sich erreichen und nun mit vereinter Kraft auflodern, im gemeinschaftlichen Feuer ihre Nahrung verzehrend, bis sie verglimmen. Die Verhältnisse bestimmen den Menschen, wenigstens theilweise und wir überlassen es Andern, zu fordern, es sei Jeder ein Held.

Robert mochte ungefähr zwei Monate in seinem neuen Wirkungskreise verweilt haben, als ihn ein Brief Josephinens überraschte:

„Wir haben" — schreibt sie — „eine kleine „Strecke unserer Prüfung zurückgelegt, und den„noch schien mir diese endlos. Von der Abschieds„stunde laß mich schweigen. Er war zu bitter „für mich, jener Augenblick, als daß ich den„selben beschreiben könnte."

„Immermehr erfahre ich es, wie erbarmungs„los das Schicksal aegen mich verfährt. Kaum

„hatte ich Dich verlassen und kehrte nach Hause „zurück, so erwartete mich eine neue Prüfung, „eine schwierige.“

„Mehr, als es bis jetzt der Fall war, nimmt „die Schwächlichkeit meines Mannes zu und sein „Leiden vermehrt sich gewaltig. Heute — o es „war ein Augenblick zum Rasendwerden! — heute „weinte mein ältestes Kind um seinen Vater, meine „Thränen mischten sich mit den seinigen und auf „der andern Seite — ist dieses Leiden meine „Erlösung.

„Ich weiß, es gibt Leute, deren ungerech„tes Urtheil mich ins Verderben stürzen würde, „wenn sie um uns're Bekanntschaft wüßten. Ja „die Mehrzahl meiner Mitbürger würde meine „Thränen als Produkt einer ausbündigen Falsch„heit und Verstellung ansehen; aber wie wohl „thut es, nur eine Seele zu wissen, die mich „versteht!“

„Schließlich bitte ich Dich, mich in den „nächsten Ferien zu besuchen; Du wirst Dich selbst „überzeugen, daß es ohne alles Aufsehen ge„schieht, und daß Du auf den herzlichsten Em-

„pfang rechnen darfst, wie früher, sehnlichst er=
„wartet und begrüßt von

„Deiner

„Josephine.“

Es ist unnöthig, zu bemerken, welche Wir=
kung dieser Brief auf unsern Robert ausübte;
eine Stelle aus seinem Tagebuch mag uns da=
rüber aufklären:

„In der Stimmung eines Streiters, der
mit scharfem Auge die Gefahren durchschaut,
welche ihn umgarnen und voll banger Erwartung
dem Augenblick entgegenkämpft, der sein entschei=
dendes Gewicht auf die Waage des Geschickes
legen wird: in solcher Stimmung schritt ich durch
die Hallen unsrer Stadt hin und her, nicht ach=
tend des Gedränges von Leuten, welche die Kom=
menden bald auf diese, bald auf jene Seite stießen.
Obiger Brief wirkte, wie das Wort des Feld=
herrn auf den Soldaten, so auf meine Seele
und verhieß mir Sieg.“

Weder der Ernst seiner Studien, noch das
Commersiren seiner Mitstudirenden konnten Ro=
berts Willen beugen. Er hatte sich ein Ziel

auserſehen; dieſes erlangen, iſt ſein Wahlſpruch. Denn wir müſſen bemerken, daß dieſer Jüngling bei aller Empfänglichkeit und Weichheit ſeines Gemüthes, gar nicht unter jene melancholiſchen Egoiſten gezählt werden darf, welche ſich als Mittelpunkt betrachten, um den das Schickſal nach ihrem Belieben kreiſen ſoll, will es nicht von einem Strom Elegien und Lamentationen überſchüttet ſein. Roberts Gemüth wurde von einem Anſtrich von Melancholie zuweilen hingeriſſen, beſiegt nie und welche Seele, die im Frühling ihres Lebens ſo manche bittere Erfahrung aufzuweiſen hat, wird nicht öfter gebeugt einhergehen?

Mehr, als vielleicht die meiſten Menſchen, ſtand Robert in Gefahr, von der Melancholie ganz überwunden und gefangen zu werden.

Noch hatte er den vierzehnten Sommer kaum geſehen, ſo wurde er von einem ſtrengen Oheim den Jeſuiten übergeben, mit der Bemerkung, es handle ſich bei dem jungen Menſchen nur darum, in welche Klaſſe der Geiſtlichkeit er gehören wolle; er, der talentvolle Jüngling, wurde beim erſten

Eintritte in das gesellschaftliche Leben mit den schmählichsten Banden gefesselt.

Zweimal ließ er sich als Missionär nach fremden Weltgegenden anschreiben; denn in seiner unselbstständigen Lage war er gänzlich in der Gewalt seiner Protectoren und sollte es diesen gelingen, ihn in ihrem Netze zu behalten, so wollte er lieber sein Leben anderswo einem Stande widmen, in welchem er sich in seiner Heimat doppelt unglücklich fühlen würde, als zu Hause, ein Werkzeug der Tyrannei, seine Mitbürger in die gefährlichste Geisteserschlaffung einwiegen helfen. So dachte der Knabe Robert und seine Vorgesetzten bemerkten zuweilen die Wogen, welche sich in dem jungen Herzen aufthürmten. Mit achtzehn Jahren schüttelte er sein Joch ab, wie ein junges Pferd sich bäumt, wenn es die Last seines Dienstes fühlt. Er zog sich dadurch die Erbitterung seiner Lehrer und Mancher zu, in deren Gunst er bisher gestanden. Aber Robert war frei und sprach sich nun auch frei aus.

Wiederholte Wunden aus Amors Köcher riefen bald die melancholische Stimmung zurück,

deren Grund tief in dem Gemüthe des Jünglings liegt. Sein Schmerz machte sich Luft durch die Poesie; so entstanden seine dichterischen Versuche und er begann nun seine Wunde zu heilen durch Erfahrung. So fand ihn Josephine.

Das Universitätsleben behagte Roberten wenig, vielleicht vorzüglich darum, weil er sich die Medizin als Brodstudium gewählt, im Falle, wenn er sein Ziel in der schönen Literatur nicht erreichen würde. Um aber nicht abgesondert dastehen zu müssen und den Neckereien der unsinnigsten Renommisten zu entgehen, schloß er sich einer freisinnigen Verbindung von Studirenden an, deren Tendenz mir nicht näher bekannt ist.

Die Art, wie das Studium der medizinischen Wissenschaften betrieben wurde, sprach ihn nicht an; es war dem phantasievollen Jüngling zu unpoetisch, zu knechtisch. Ihn, der mit Heißhunger an dem Busen der Natur schwelgte und, voll Entzücken deren Schönheiten bewunderte, ihn eckelte es an, wenn er sie seciren half, um ihre leblosen Theile mit prosaisch kalter Kunstfertigkeit herzuzählen. Manche möchten darin

leichtsinnige Phantasterei entdecken wollen und Roberten keines ernsten Studiums fähig halten, allein man irrt sich. Mit Energie und Fortschritten studirte Robert die alten und neuen Schriftsteller von Bedeutung, schöpfte aus den Weisheitsquellen aller Jahrhunderte. Wenn ihm daher tüchtige Verstandeskräfte nicht abgingen, hatte doch in seinem Wesen die Phantasie das Uebergewicht und nur mit Mühe entschloß er sich, aus ökonomischen Rücksichten auf zweifache Weise seine Existenz zu sichern.

„Eines Tages“ — so lesen wir in Roberts Tagebuch weiter — „eines Tages, es war die Witterung sehr stürmisch, der Regen fiel rauschend vom Himmel, es stöhnten die Winde im hartnäckigsten Kampfe und boten ein possirliches Schauspiel, indem hier ein Gentleman seinem Hut nachjagte, dort ein fashionabler Stutzer aus allen Kräften sich bemühte, seinen umgekehrten Regenschirm in Ordnung zu bringen und unterdessen von einem vorbeifahrenden Wagen mit

Koth bespritzt wurde, dort eine Dame mit Anstrengung der äußersten Verzweiflung gegen die wüthenden Söhne des erzürnten Aeolus kämpfte, um nicht als Luftballon fortgetragen zu werden zum weithinschallenden Gelächter der unsterblichen Götter und unter männiglichem Applaus der sterblichen Erdbewohner; kurz an jenem Tage, wo Hüte und Mützen mit den Vögeln in der Luft wetteiferten und Ziegel über den verzerrten Häuptern der Wanderer hinflogen, hatte ich nichts eiliger zu thun, als meine Person den Angriffen des Sturmes zu entziehen und in Sicherheit zu bringen, mit dem steifsten Vorsatze, mich den ganzen Tag in mein Zimmer einzupferchen. Aber was gelten die Vorsätze des hinfälligen Menschen gegen die Fügungen des Fatums!

„Kaum betrat ich die Schwelle meines ehrwürdigen Philisteriums, so meldete man mir eine Visite, ein junges Ehepaar, wie man dem Aeussern nach schließen zu können meinte. Mit allem Nachgrübeln in der Rumpelkammer meines Gedächtnisses, konnte ich auf keine Spur gelangen,

wer die Fremden seien, bis ich dieselben leibhaftig vor mir sah.

„Es war — das Papier selbst scheint sich zweifelvoll dagegen zu sträuben — und dennoch war es Josephine mit dem Bruder ihres Gemahls. Nicht an die Ströme des rauschenden Regens dachte ich mehr, es berührte das Stöhnen des Windes mein Ohr nicht mehr; ich war zu überrascht von einem Wiedersehen, das mir selbst unerklärlich schien.

— **ceratis ope Daedalea**
Nititur pennis,

würde man mir mit Recht vorwerfen, wenn ich den gegenseitigen Eindruck beschreiben wollte, welchen dieses Wiederfinden auf Beide hervorbrachte. Stumm lagen wir uns in den Armen, sprechen konnten wir nicht, nur stammeln. —

„Josephine mußte einige Tage Geschäfte halber in Bern verweilen. Ein Haus, mit dem sie in Handlung stand, ging bankerott und da ihr Mann seiner Kränklichkeit wegen die Reise nicht übernehmen durfte, so mußte sie die Angelegenheit in Ordnung bringen.

„Den folgenden Tag besuchten wir das Theater, nicht sowohl des Stückes wegen, das vorgestellt wurde, als durch die Musik, die es begleitete, hingelockt. Schon waren wir auf dem Rückwege zum Gasthofe, wo Josephine logirte, durchschritten ein Gäßchen, in welches die Beleuchtung nicht durchdringen konnte und wollten um eine Hausecke biegen, als plötzlich von der andern Ecke her eine verhüllte Gestalt auf uns zueilte, mit dem Ausrufe:

„Josephine! gute Nacht!"

„Dieses rufen und um die andere Ecke lenken, war Eines.

„Auch hier verfolgst Du mich!" rief Josephine zitternd.

„Sogleich war ich entschlossen, hinzueilen, um den sonderbaren Ruhestörer aufzusuchen; allein Josephine bat, beschwor mich, zog mich fort mit dem Versprechen, mich über das Vorgegangene aufzuklären.

„Diese Stimme," sprach Josephine, „ist mir nicht so räthselhaft, wie Dir. Schon im Theater sahest Du mich beständig eine Gestalt

betrachten, von der ich keinen Augenblick meine Aufmerksamkeit wandte. Diese Gestalt schien auffallende Aehnlichkeit mit einer Person zu haben, die ich früher so gut kannte, als Dich. Endlich suchte ich mir einzubilden, daß ich mich täusche, daß es unmöglich sei, so zusammenzutreffen. Ohngeachtet mich diese Erscheinung sehr unheimlich affizirte, so beruhigte ich mich dennoch, bis jener Ausruf, wie ein Donner, in meine Ohren drang. Es war die Stimme Wilhelms, von dem ich Dir so Vieles erzählte."

„Wilhelm, Dein Entführer?" fragte ich überrascht.

„Ebenderselbe!" antwortete sie.

So weit das Tagebuch meines Freundes.

Ein Gespenst kann den Frieden eines Hauses nicht ärger stören, als diese Erscheinung das Wiedersehen uns'rer Liebenden. Auf Beider Gemüth lastete ein Stein von ungeheurem Gewicht. Sie stellten sich verschiedene Fragen und wagten sich keine zu lösen. Was hat dieses Ungeheuer

zum Zwecke? Es steht ihm jedes, auch das schändlichste Mittel zu Gebote, sich zu rächen durch das Unglück Josephinens. Wie konnte der Unmensch Alles erfahren? — Tausend unerklärbare Räthsel thürmten sich ihnen zu Bergen auf, ihre Freude war dahin und sie schieden traurig, in banger Erwartung der Folgen.

Diese Erscheinung war aber nichts weniger, als eine absichtliche, sondern vom Zufall, dem launigsten Abenteurer, hergeführt, wie ich später erfuhr.

Wilhelm hielt sich während einiger Zeit in Geschäften seines Ordens unter einigen Patrizierfamilien Berns, welche sein Treiben begünstigten, auf, kam von ohngefähr in das dortige Theater, wo er mit seiner Lorgnette die Anwesenden durchmusterte und erblickte zu seiner nicht geringen Verwunderung unter den Anwesenden auch Josephinen, die erste Beute seiner Vampyrnatur. Sogleich war sein Entschluß gefaßt. Er beobachtete nun sein Opfer, schlich ihm nach, verbarg sich hinter einer Hausecke und warf, wie ein

Blitz aus heiterm Himmel, Schrecken in die Seele Josephinens und ihres Begleiters.

Weit bedeutender aber waren die spätern Folgen dieses Streiches.

Nicht zufrieden, die Wonne des schönsten Abends zweier Liebenden gestört zu haben, schwor Wilhelm in dem Moraste seines teuflischen Herzens, sich bei dieser Gelegenheit bitter zu rächen. Er wußte, daß Josephine unglücklich verheirathet sei, witterte sogleich ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und Roberten und ordnete darnach seine Maaßregeln.

Bis an die Pforte des Gasthofes war der Listige geschlichen, erfuhr durch Umwege, wer der Begleiter gewesen, und schrieb an Josephinens Gatten einen Brief, vollgestopft von den schmählichsten Verleumdungen, dem eine ernste Mahnung am Ende nicht abging.

Man denke sich die Wirkung davon.

Wäre Josephinens Gemahl auch einer der vernünftigsten Männer gewesen, mußte es ihm nicht höchst sonderbar vorkommen! Vielleicht hat, so würde er vermuthlich denken, ein Freund, der

meine Frau kennt, ihr Betragen bemerkt, es ist ihm aufgefallen und er wollte mich warnen. Denn welches Interesse könnte sonst dabei obwalten! Viel heftiger aber raisonnirte Herr B. Er sah nur seinen frühern Verdacht bestätigt und was that er?

Robert erhielt etwa zehn Tage nach dem verhängnißvollen Ereignisse einen Brief folgenden Inhaltes:

„Was ich vor einiger Zeit meiner Frau zumuthete, hatte ich bereits als Verleumdung eingesehen und vergessen; nun liegt aber der Beweis in meinen Händen und ich bezeichne Sie als den Schändlichen, welcher den Frieden meines Hauses untergrub. Auch der Grund, warum Sie solche Zärtlichkeit gegen meine Gemahlin an den Tag legten, liegt nun klar vor meinen Augen und Sie hatten wohl Ursache genug, mich durch einen persönlichen Besuch zu bethören.

„Aber wissen Sie, was Sie gethan? Wissen Sie, daß Sie sich die Rache eines gekränkten und betrogenen Gatten zugezogen haben? Sie werden über meine Drohungen lachen, allein

ich versichere Sie, dieses Bubenstück soll nicht ungeahndet bleiben.

„Es wird für Sie nun das wichtigste Geschäft sein, die Genossin Ihres Frevels zu trösten, die keine Schlinge unbenützt läßt, ihren einfältigen Mann zu fangen und ihre Unschuld zu beweisen. Doch es hilft von nun an keine Arglist mehr. Als lebendiger Spiegel, in dem Beide das Bild ihres Verbrechens erblicken, stehe ich vor den Augen meines schuldvollen Weibes und kann Sie nur verwünschen.

„B.“

„Dieses“ — bemerkte Robert — „ist die Folge eines gefahrvollen Verhältnisses, wirft man mir vor. — Ich gestehe es, noch nie war meine Verlegenheit grösser; aber nicht in Betreff meiner, sondern Josephinens wegen. Denn was erlaubt sich ein Mann, wie der ihrige, nicht, wenn er die Untreue seines Weibes entdeckt zu haben meint!“

Während dieser Aufregung an Josephinen schreiben, würde, selbst wenn man es mit größter Vorsicht gethan hätte, dennoch diese großen

Gefahren ausgesetzt haben. Auch sie selber wagte es lange nicht, Nachrichten von ihrer traurigen Lage zu geben.

Endlich geht ein kurzes, in möglichst großer Hast geschriebenes Billet an Robert ab, dieses Inhaltes:

„Mögen Argusaugen mich beobachten, ein Wort an Roberten erleichtert meine Last. Du weißt, was vorgegangen ist, auch den Urheber der Intrigue glaube ich zu kennen. Doch getrost! ein Gedanke erleichtert mein Leiden: auch mein treuer Robert duldet mit mir, kein Strudel des Weltgetümmels konnte ihn mir entreißen, die treue Seele. Diese Erinnerung würde mir den Tod selbst erleichtern.

„Schreibe mir nicht, bis auf weitern Bericht.

„Josephine."

Obwohl dieser Brief sehr kurz, so konnte dessenungeachtet Robert leicht daraus Josephinens Schicksal entnehmen; er sah die Wirkungen des unheilbringenden Abends vor sich, verwünschte mit Verachtung den ehrlosen Unmenschen, dessen Aufgabe es zu sein scheint, auf den Trümmern

des Glückes seiner Mitmenschen seinen Thron aufzuthürmen. Allein alle Nachforschungen, diesen Wilhelm, wie wir ihn noch immer nennen wollen, auszuspähen, führten zu keinem andern Resultat, als zu dem, daß die Liste solcher Ungeheuer zu fein angelegt sind, um von gewöhnlichen Menschen entdeckt zu werden.

Ohne Zweifel denken unsere Leser, es sei diese Angelegenheit ein Geheimniß der beiden Eheleute geblieben; allein man irrt sich. Wo das Land unter dem Pantoffel der Geistlichkeit steht, werden Familienzwiste gewöhnlich von dieser entschieden, beigelegt höchst selten, namentlich bei Eheverhältnissen, welche den Pfaffen eine nicht geringe Erwerbsquelle ausmachen, indem dieselben, bestochen von beiden Theilen, das Wort gar schön beobachten: audiatur et altera pars und fein demjenigen Recht ertheilen, dessen Kasse ergiebigere Adern hat.

Auch hier kam es vor den Ortspfarrer, welcher Josephinen citirte und der Schuldlosen in den bittersten Ausdrücken, aus Auftrag ihres Gatten, ein Vergehen vorhielt, das nie, auch

nur in Gedanken, in Josephinens Seele existirte. Diese war aber — wie sich der Pfarrer sehr bezeichnend ausdrückte — vom Freisinn allzu eingenommen, um den Beutel des selbstsüchtigen Pfaffen zu spicken und deßhalb war an einen Versöhnungsversuch nicht zu denken. Josephinens unerschrockene Vertheidigung wurde für Unehrerbietigkeit gegen die Stellvertreter der Religion aufgenommen und es blieb dem aufgebrachten Kupferkopf nichts Anderes übrig, als das verirrte Schäflein mit Drohungen, dasselbe vom Schaafstalle auszuschließen, zu entlassen.

Noch nie litt Josephine mit solchem Muth, voll des Gedankens, sie habe kein Vergehen auf sich.

Schwer würde die Entscheidung sein, ob Robert oder Josephine dabei mehr gelitten. Mehr, als einmal entschloß er sich, selbst vor Herrn B. zu erscheinen und Josephinens Unschuld zu beweisen; er theilte mir den Entschluß mit, ich widerrieth ihm denselben aus dem Grunde, weil ich befürchtete, das Mißtrauen und die Wuth des ohnehin schon genug gereizten Mannes wür-

den dadurch nur gesteigert und Josephine selbst in neue, große Verlegenheit gebracht. Der Zeit die Heilung dieser Wunde zu überlassen, meinte ich, wäre das Zuträglichste.

Robert befolgte meinen Rath und wurde dadurch um so betrübter, da er keine Zeile mehr erhielt und sich übertriebene Vorstellungen über Josephinens Zustand machte. Er vergaß darob die Pflichten seines Berufes einigermaßen, indem er in jenen Gleichmuth fiel, der gar keine Lust zu irgend einer Beschäftigung zeigt, in den Tag hineinbrütet und besonders für junge Leute sehr gefährlich ist.

Ernste Vorstellungen von meiner Seite wirkten soviel auf Roberten, daß er zu sich selbst zurückkehrte, wovon folgender Brief als Zeugniß gelte.

„Du hast Recht, Franz! ich muß meine Bahn verlassen und mich mir wieder geben. Bei all meinem Trauern und Verzweifeln komme ich am Ende doch nie zu meinem Ziele.

„Wie aus einem Traume erwachend, lese ich meine Lamentationen und Elegien, deren jeder Tag einige in mein Tagebuch zeichnete. Um nicht einen Rückfall in das alte Fieber befürchten zu müssen — Du weißt ja, wie sentimental mich jeder Zufall stimmen kann — gab ich sämmtliche solche Waare den Flammen preis, sobald ich Deinen Brief gelesen hatte.

„Meine klägliche Stimmung war nicht ohne Gefahr für meine Gesundheit, ich fühlte es und schätzte daher Deine Ermahnung doppelt. Selbst meine Träume gaben die Trauerbilder der wachen Phantasie wieder und ohne Zweifel wäre ich bereits Nachfolger Werthers und man könnte mich nicht mit Unrecht zu den Menschen zählen, von denen unser Schiller sagte: „Es sind die „kleinern engen Gemüther, die so gern jeden ver„dienten Kummer mit dem Namen eines uner„bittlichen Schicksals bezeichnen."

„Auf der andern Seite aber weißt Du auch, was es heißt, in einem solchen Zweifel, wo ich nicht weiß, wie es enden kann, zu schmachten."

Er widmete also seine Zeit fürderhin ernsten Beschäftigungen seines Berufes, schrieb Mehreres in literarische Blätter und besuchte nebenbei seine Collegien. Selbst aus dem Gebiete der Politik pflückte seine Phantasie einige Zweige, um dieselben zur Ruthe zu binden, als Satyre über seine leichtsinnigen, oft auch verstockten Mitbürger zu schwingen.

Allein deßwegen verirrte er sich nicht, wie Manche, die, ob lauter politischem Wesen, die Poesie vergessen zu haben scheinen und dennoch auf die Dichterkrone Anspruch machen wollen. Auf Solche könnte man nicht unbillig die Worte eines deutschen Belletristen anwenden: „So ganz „und gar soll sich der Dichter dem Volkswesen „nicht abschließen, aber sein Herz sei dabei nur „die Aeolsharfe, durch die der Windstoß der öf„fentlichen Klage als Mollton zieht: sobald er „die Lyra als Schild und das Plektron als „Morgenstern oder Axt gebrauchen will, zertrüm„mern nicht nur diese Gaben der Götter in sei„ner Hand, er wird dadurch selbst zur Carica„tur." In gerechtem Schmerz spricht Robert in

seinen Gesängen den Unmuth aus, welcher ihn durchdrang bei dem empörenden Anblicke, wie so viele Regenten seines Vaterlandes ihre Gewalt nur dazu anwandten, die Fessel des Volkes fester zu schrauben, sprach Worte der Aufmunterung an dieses und wies auf seine großen Vorbilder hin, die ihn mit der Weihe erfüllten, eine Stimme in Helvetiens Gefahren zu haben, ohne Herwegh's Strafspruch auf sich anwenden zu müssen:

Was erlebt man doch Geschichten!
Tolle Zeiten, tolle Moden!
Denkt doch: deutsche Hasen dichten
Jetzund auf die Löwen Oden.

Dadurch wurde Robert noch nicht zum „politischen Treiber,“ wie so manche Tageshelden.

Zwar zog ihm sein freies, unerschrockenes Auftreten bald Nachforschungen, ja heimliche Verfolgungen zu, hatte er ja die Fahne seiner Lehrer verlassen, die ihren Keim, welchen sie in das unerfahrene Herz des Knaben legten, um ihn zum Nachfolger zu erziehen, von den Strahlen der Freiheit entwickelt, einer andern Rich-

tung zuwachsen sahen. Doch dieses gab ihm nur festen Muth, seinen eingeschlagenen Weg nicht zu verlassen, mit Anwendung aller Kraft nur dahin zu wirken, die Binde des Aberglaubens den Augen seines bedrängten Volkes entreißen zu helfen; mit dem deutschen Volksmann rief er aus:

Deserteur? — „Mit Stolz. Ich habe des Königes Fahne,
„Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht."

So finden wir den jungen Mann mit andern Ideen, als mit denen seiner Liebe beschäftigt. Zwar, wir leugnen es nicht, beschlichen mitunter das empfindsame Herz unsers Robert schmerzvolle Erinnerungen; aber sein bess'rer Genius brachte solche Regungen bald zur Ruhe und die Stimme persönlichen Wehes mußte verstummen vor den allgemeinen Klagen seines tiefbedrängten Vaterlandes, dessen Wohl mit Stürmen aller Art bedroht war, und zwar von seinen eigenen Söhnen. Alles erwartete eine große Bewegung, ja einigermaßen Umwälzung, und Ro-

bert hätte dazu schweigen sollen? — **Fortes fortuna adjuvat!**

Auf diese Weise schwand dem Jüngling ein Theil des Jahres hin, ohne fernere Nachrichten von Josephinen erhalten zu haben. Die Ferien brachte er in Bern selbst zu; denn wozu nach Hause gehen? Durfte er ja Josephinen doch nicht besuchen. Diese Zeit brachte er mit dem Privatstudium einiger Sprachen zu, deren Anfangsgründe er sich wiederholte.

Bald waren die freien Tage zu Ende; Robert verreis'te nach Würzburg, um dort seine Studien fortzusetzen. Mit welchem Verlangen hätte er eine einzige Zeile aus der Hand seiner Geliebten gesehen! Er wußte nicht, wie es um sie stehe; war sie vielleicht krank, daß sie so lange schwieg? Ungewiß über diese Fragen besuchte er diese für ihn neue Universität, nachdem er einer vertrauten Person aus dem Vaterlande seiner Liebe Aufträge ertheilt hatte.

Nicht so leicht, wie in Bern, zur Seite eines treuen Freundes, mitten in den Bewegungen seines Vaterlandes, konnte er in Deutschland

seine Besorgnisse unterdrücken. Obwohl dort mehr Lebhaftigkeit im Studentenleben, herrschte im Allgemeinen doch eine erzwungene Gleichförmigkeit, und namentlich politische Köpfe, waren ihre Aussprüche noch so wahr und ernst, waren verpöhnt. Desto gewaltiger durchwühlte die Sehnsucht nach dem Ziel seiner Wünsche Roberts Brust; ein gewisses Heimweh befiel ihn, da er so abgeschlossen war von jedem Herzen, dem er seinen Kummer vertrauen dürfte. Wohl gab es in Roberts Umgebung, besonders unter Studenten, die vor allen Klassen Ehrgefühl auszeichnet, treue Freunde; allein häufige traurige Erfahrungen und Täuschungen machten ihn so mißtrauisch in dieser Beziehung, daß es oft jahrelanger Bewährung bedurfte, sein Vertrauen zu gewinnen und er in den Augen Mancher, die ihn nicht kannten, von misanthropischen Begriffen eingenommen zu sein schien.

Bald jedoch waren seine Grillen verscheucht, als er sich seinem neuen Wirkungskreise besser angepaßt hatte und er begann, sich im Studentenleben recht behaglich zu fühlen, ohne daß sein

Fleiß oder seine Fortschritte darunter litten, bis ihn folgender Brief aus seiner Stille wieder in wogende Stürme warf. Er kam aus der Heimat Josephinens und sein Inhalt ist dieser:

„Du wirst Manches über mein sonderbares Schweigen gedacht haben, Zweifel werden in Deinem Herzen aufgetaucht sein; vielleicht hast Du gar in Augenblicken trüber Erinnerung Deine Josephine für treulos gehalten. Dem sei, wie ihm wolle; auch mit mir ging längst eine wichtige Veränderung vor durch den Tod meines Gatten, der bereits zwei Monate nicht mehr unter den Lebenden ist.

„Und Du zögertest so lange, bis mich diese Nachricht überraschte, wirst mir vorwerfen? Noch nie, ich gestehe es, fiel mir eine Botschaft schwerer; denn zugleich mit dieser soll ich Dir eine andere, Dir gewiß minder angenehme bringen, Dich von einem Entschlusse überzeugen, gegen welchen sich lange meine Dir ergebene Seele sträubte.

„Doch mit diesen Bemerkungen kommst Du nicht ins Klare; vernimm lieber den Hergang.

„Es ist Dir nicht unbekannt, daß mein Mann öfter in seinem Leben, wenn sein Leiden ihm Gefahr drohte, das Versprechen von mir forderte, mich nach seinem Tode nicht mehr verehelichen zu wollen. Du standest meinem Ja muthig entgegen und ich ließ mich nie fesseln. Auch in seiner letzten Krankheit erneuerte er dasselbe Begehren; ich verlangte einige Tage Frist. Gewichtige, treue Freunde, wie mein Seelsorger, unterließen es nicht, mir Rath zu ertheilen, mich aufzufordern, meine übrigen Tage der Lust zu entziehen, mich gänzlich auf die Erziehung meiner Kinder zu beschränken. Für alle diese Gründe hatte ich kein Gehör: ich gedachte Deiner und überlegte doppelt. Meinem Robert schwor ich Treue, ewige Treue; aber kann ihn meine Treue glücklich machen? — Ich erschrecke vor mir selber. Wer war es, der Dich einem schönen Ziele entriß? Dich von einer hohen Bestimmung auf Abwege führte? Tausend Vorwürfe des aufwachenden Gewissens bestürmten mich und ich schlug meinem Herzen die tiefste Wunde, indem ich mein Versprechen ablegte. Meine Hand hat es

unterschrieben, mit dem Zeugnisse verschiedener theurer Männer und ich gehöre nicht mehr mir, nicht Dir. Zu viele Lebenserfahrungen haben Deine Ansichten geläutert und gebildet, als daß Du hierin eines Trostes bedürftest; denn wie könntest Du mit einer Person meiner Verhältnisse glücklich sein! —

„Nur eine Bitte noch: um Beiden den Schmerz eines traurigen Wiedersehens und düstern Scheidens, mir die Gefahr eines Rückfalles in die vorige Bewegung zu ersparen, besuche mich nicht mehr.

„Du wirst mir nicht zürnen, wenn Du einst vernimmst, welche Kämpfe dieser Sieg mich gekostet. Es war der schwerste Tag meines Lebens; es ist geschehen und Du erhältst den letzten Gruß

„Deiner

„Josephine.“

„Auch das noch!“ ruft Robert aus, nachdem er diese Hiobspost gelesen.

Wir verkennen es nicht, dieser Brief mußte den Jüngling tief erschüttern. So lange und

traurig harrte er einer Zeile aus Josephinens Hand; sie ward ihm und wie! —

Seine Seele sträubte sich lange dagegen, diesen Brief als richtig anzuerkennen; hastig prüfte er den Briefwechsel seiner Geliebten, stellte Vergleichungen aller Art an und er stand fest, der eisige harte Ausspruch des Schicksals: es ist Josephinens Hand, die diese Worte schrieb. Hätte ihm ein schwarz gesiegelter Brief den Tod des einzigen Wesens, das er liebte, verkündet, er hätte die Nachricht hingenommen, wie so manche Wunden eines feindlichen Geschickes. Allein unmöglich konnte er sich erklären, wie Josephine diesen Schritt gethan. Josephine, deren frühere Briefe von der ganzen Glut ihrer feurigen, treuen Liebe beseelt waren, sie naht sich mit einer jesuitisch kalten, abgemessenen Erklärung. — Eine Intrigue! vermuthete er. Allein es ist ihre Schrift und sie, die so manchen Stürmen getrotzt, so manche leidenvolle Stunde durchlebt, in jedem Kampfe fest geblieben seit ihres Verhältnisses mit Roberten, sie sollte der Verführung selbstsüchtiger Verwandten, tückischer Betrüger erlegen sein? —

Ueberlegung war es und gefühllose Entsagung, so bezeugt die Schrift in Roberts Händen.

Mit stummer Resignation legte der Gekränkte endlich das Unglücksblatt bei Seite; doch entschloß er sich, die letzte Bitte nicht zu erfüllen und sich persönlich von der wirklichen Begebenheit zu überzeugen.

Noch einige Wochen, und die Ferien nahten und mit ihnen zugleich der entscheidende Augenblick. Mit ununterbrochener Beschäftigung brachte Robert die übrigen Tage dieses Semesters zu. Oft stiegen in ihm Entschlüsse auf, unverzüglich die Treulose zu überraschen, bald, dieselbe mit einem stürmischen Briefe aus dem Schlummer ihrer Gleichgültigkeit aufzuwecken. Aber ruhige Ueberlegung wies dieses zurück und Robert erwartete die nächsten Ferien zur Ausführung seines Vorhabens.

Doch dieser Dolch drang nicht tief genug in seinen Busen. Auch von seinem vertrautesten Freunde kamen ihm tröstliche Worte, Mahnungen zu, sich nicht mehr um seine Liebe zu Josephinen zu bekümmern. Ein Brief Franzens, mit eigen-

händiger Unterschrift, theilt dem Bestürmten die nähern Umstände mit über die Entsagung seiner Geliebten, forderte ihn auf, ein Gleiches zu thun, indem er sich zurückziehe, oder wenigstens die Heuchlerin, wie er sich ausdrückte, nicht mehr zu sehen. Woran ist nun noch zu zweifeln? Alles ist verloren! —

Ungeachtet der Bitte in Josephinens Briefe, trotz der Aufforderung seines Freundes, stand Roberts Entschluß fest.

Schon sitzt der Reisende im Postwagen, betritt nach kurzer, unangenehmer Fahrt die Grenze seines Vaterlandes. Seine Heimkehr freute ihn nicht. Mit jedem Schritte pochte sein Herz stärker und fast betäubt und kaum seiner mächtig, erblickte er den Heimatort seiner Liebe.

Er wartete auf den Abend, um sich ungestört einem Hause nähern zu können, in welchem seiner ein zweifelvolles Wiedersehen harrte. Er geht hin; Josephine hat gerade ihre Kleinen zu Bette gebracht, als ihr die Magd ankündet, der Reisende eines Handelshauses erwarte sie.

Hastig eilt sie in die Wohnstube, sich zu

überzeugen und mit dem Ausrufe: „Mein Robert!“ flog sie den Armen des Ueberraschten entgegen.

Mit kaum unterdrückter Bewegung weicht dieser zurück, die Erschrockene starr ansehend und spricht:

„Josephine! erspare Dir Solches!“

Gleich einer Marmorsäule stand sie da, in fürchterlicher Beklemmung; denn das hatte sie nicht erwartet, auf diesen Schlag sich nicht gefaßt. —

„Robert! was ist Dir!“ konnte sie kaum halb laut sprechen.

Dieser hatte sich indessen von der Aufregung, die ihn beim ersten Anblicke seiner Josephine einzunehmen schien, wieder erholt, betrachtete die Weinende und mit sich selbst Kämpfende eine Weile und ergriff dann Hut und Stock, als er das Annahen eines neuen Sturmes seines Gemüthes fühlte, mit den Worten, die Augen auf den Boden heftend:

„Mein Besuch hat keinen andern Zweck, als von Dir Abschied zu nehmen. Sei Deinem Entschlusse getreu und lebe wohl!“

Er wollte die Thüre ergreifen und fort. Aber Josephine, so grausam gefoltert, fiel dem Geliebten um den Hals, bat, beschwor ihn, sich über das, was er gesprochen, zu erklären. Mißtrauisch läßt sich Robert dazu bewegen, zieht, statt aller Antwort, einen Brief — den letzten — aus seinem Etui und überreicht ihn Josephinen.

Diese überfliegt denselben mit ihren Blicken und frägt überrascht:

„Woher dieses Blatt?“

„Du frägst noch?“ sagte Robert betrübt.

„Teuflische Intriguen!“ ruft sie aufgebracht aus; „und solchen Lügen konntest Du glauben?“

„Ist es nicht die Schrift Deiner eigenen Hand?“

„Sie konnten Dich überzeugen, diese schändlichen Verleumdungen, ich sehe es. Du schlägst die Augen nieder und schämst Dich, eine Person anzublicken, die solcher Treulosigkeit, solchen Frevels fähig ist. O grausames Schicksal! wie tief ist Dein Becher, daß man so lange leiden muß!“

Verwirrter, als je, starrte Robert den Boden an. Wem soll er glauben? Seine Augen

sehen die eigenen Züge von Josephinens Hand, die ihr Versprechen zurücknimmt. Sie steht vor ihm, dem Zweifelnden, sie, die ihn mit keinem Gedanken betrogen, vergießt bittere Thränen in dem folternden Momente, wo der Geliebte an ihrer Treue zweifelt.

„Dein Mann ist todt?“ frägt Robert.

Die Gebeugte vermochte es nicht, eine Antwort hervorzubringen, ergriff die Hand des Wankenden und betrachtete in seinen Zügen die Stimmung seiner Seele.

Eine lange, peinliche Pause.

Endlich bricht Josephine das Schweigen, um dem zweifelhaften Streite ein Ende zu machen.

„Es ist wahr, als mein Mann auf dem Sterbebette lag — o es waren marternde Stunden für mich! — unterließ er es nicht, wie früher, das Begehren an mich zu stellen, keinem Andern meine Hand reichen zu wollen. Mein Kampf war kurz, doch nicht leicht. Es war das Verlangen eines Sterbenden; allein Robert wog es auf und es mochte der Geistliche, unser Pfarrer, der ihm die letzten Augenblicke erschwerte,

alle Gründe und Vorwände aufhäufen, um mich damit zu bedecken, fest und unerschütterlich stand mein Entschluß. Noch deckte der Sarg die Leiche des Gatten nicht und schon befand sich ein Brief an Dich mit der Nachricht auf der Post."

„Ein Brief an mich?" unterbrach sie Robert mißtrauisch.

„An Dich! ein warmer, inhaltschwerer Brief, voll des Gedankens, daß ich nun frei war. Aber es scheint der kalte, abgemessene Bescheid jenes Briefes, den Du mir zeigst, hat Dich eingenommen!"

„Nie sah ich eine Zeile von Dir seit Deinem Billet unmittelbar nach Deinem Besuche in Bern." —

Mit großen Augen maß Josephine den Staunenden. Wie sollten sie sich dieses erklären? — Alle ihre, für Beide so wichtigen Briefe unterschlagen? — von wem? — Dieses ein Räthsel. Also mit einem mächtigen Gegner hatten sie es zu thun, der den Schlüssel zur Post hatte, mit einem Feinde, der von den Geheimnissen dieses Bündnisses genau unterrichtet war.

Robert sah das Richtige seines Verdachtes ein, inniger, als zuvor, umschlang Beide das Band der Liebe und vereint gaben sie sich das Wort, mit möglichster Vorsicht den Urheber dieses Zwistes zu entlarven. Ihre Mühe war vergeblich; denn welche Mittel standen ihnen zu Gebote, den Widersacher zu entdecken?

Mit veränderter Schrift sollte fortan der Briefwechsel fortgesetzt werden.

Mit neuem Muthe kehrte unser Held zu seinen Studien zurück. Sein Ziel ist nahe; noch eine kurze Prüfung, und er darf die Frucht pflücken, welche er so lange gepflegt. Selig waren für ihn die Augenblicke eines Wiedersehens, das ihm ein schwarzes Geschick vergiftet zu haben schien. Mancher würde hier mißtrauisch zu Gerichte sitzen und sich forschend examiniren: wird Josephine, die auf andere Verbindungen in ihrer Heimat, welche ihr Ehre und Ansehen bieten, Anspruch machen kann, entsagen? Kann ein Weib den Lockungen solcher Lieblinge, die schon früher ihre lüsternen Blicke nach ihm schossen, und nun den gelegenen Zeitpunkt erhascht

zu haben glauben, ihre Begierde zu sättigen, kann es solchen Reizen widerstehen? Wird es nicht endlich dem Zureden von Verwandten, falschen Freunden und Seelenverkäufern, die in Roberten nur den leichtsinnigen Studenten erblicken, weichen und sich lieber im Vaterlande einem reichen, gebildeten Bürger in die Arme werfen, als erwarten, ob sich unter hundert Fällen einmal Studententreue bewähre? wird endlich die tief fühlende, so lange schon entbehrende Frau, voll warmen Blutes und nun in gänzlicher Freiheit, anfangs, wenn auch nur en passant, nach und nach aber par amour, sich einem gleichgesinnten Manne, der Alles aufbietet, sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern, entziehen können? Ihr Einziger kann ja ihr Betragen nicht immer beobachten! — So würden sich schwache, eifersüchtige Seelen fragen und den Gegenstand ihrer Liebe, oder vielmehr ihrer Folter unaufhörlich mit solchen Zumuthungen und Martern quälen und sich vielleicht gerade dadurch die Pforte ihres schon sicher geträumten Himmels vor der Nase zuschließen.

So dachte unser Robert nicht. Josephinens Treue war ihm bewährt. Zwar entging ihm das Gefährliche ihrer jetzigen Lage keineswegs und oft stand er im Begriffe, noch vor Beendigung seiner Studien, mit der Geliebten unter Fackelbeleuchtung Hymens das gelobte Land einzunehmen; aber andererseits sagte ihm seine Vernunft, wie hinderlich es sein würde, als Ehemann seine fernere Ausbildung zu besorgen: kurz Josephinens Wort war sein passe par tout in jeglichen Umständen.

In diese Zeit fällt das Erscheinen einer Person, die wir bei einem wichtigen Ereignisse verlassen; ich meine Klärchen, die Heimatlose.

Noch erinnern wir uns, wie Klara Josephinen zum zweiten Male gerettet und sich dadurch die Erbitterung ihrer Mutter, so wie des bezeichneten Geistlichen, ihres Vaters und Wilhelms zugezogen. Wir versuchen es nicht, die Lage des armen Mädchens nach seiner letzten That zu schildern. Mißhandelt auf die gräßlichste

Art von ihrer eigenen Mutter, wurde sie abermals in das Haus des Geistlichen gebracht, welches sie nie verlassen durfte, außer wenn sie in die Kirche ging. Die Kranheit ihrer Mutter änderte die Lage Klara's. Nachdem ihr durch einen furchtbaren Eid — es hätte desselben nicht bedurft, Verschwiegenheit über alles Geschehene aufgebürdet war, durfte sie zu ihrer Mutter zurück, welche sie bis zu deren letztem Augenblicke sorgfältigst verpflegte, so wenig sie ihr zu verdanken hatte, empfing das Mädchen doch sein unglückliches, elendes Leben von ihr.

Mit einem seiner würdigen Ende verließ dieses ruchlose Weib das Land der Sterblichen und fluchte sich wohl mit dem Wahlspruch des Capitäns Paddi O Chran, da er bei Einnahme seines Kriegsschiffes, im Anblicke des Dolches, welcher seine unsterbliche Seele von ihrem gemarteten Leibe trennen sollte, ausrief: „Ich empfehle meine Seele Gott, beim Schlund der Hölle!" in die Ewigkeit hinüber.

Nach dem Tode ihrer Mutter war Klara

frei; keine Bande fesselten sie mehr, kein Herr befahl ihr, außer ihrem Gewissen; aber sie war auch frei von aller Hilfe, keine Unterstützung half ihr. Das Erbtheil ihrer Mutter war Null; denn kärglich hatte diese in ihren letzten Tagen den Sold ihres Frevels erhalten; der Tochter blieb nichts.

Doch die Kraft ihrer Arme, oder die Geschicklichkeit ihrer Hände in Verfertigung verschiedener Arbeiten, sollte künftig ihr Brod sein, das sie, selbst verdienet, ferne ihrem Vaterlande, welches für sie nur traurige Erinnerungen aufzuweisen hatte, mit Wonne zu verzehren gedachte. Bevor Klärchen ihre Heimat verließ, wollte sie noch einmal ihre Jugendfreundin sehen, ihr Lebewohl sagen, vielleicht zum letzten Male.

Welche Ueberraschung für Josephinen! Acht Jahre — seitdem sie das treue Herz so traurig verkannt hatte — sah diese Klärchen nicht mehr. Mit unaussprechlicher Freude wurde sie von Josephinen aufgenommen, ihr Alles angeboten und, um das frühere Unrecht wieder gut zu machen, überredete letztere das Mädchen, sich nie mehr

von ihr zu trennen, bis das Schicksal eine ernstere Forderung an sie richten würde. Mit der Zärtlichkeit von zwei treuen Schwestern durchlebten die Beiden ihre Tage.

Doch keine Sorglosigkeit, selbst nicht das Alles aufopfernde Zartgefühl Josephinens, waren im Stande, die Furchen auf der Stirne des leidenden Mädchens zu glätten. Früh hatte der Seelenfriede Klara's seinen Blüthenstaub verloren und, einmal verschwunden, kehrt er nie vollkommen wieder. Keine Schuld trübte die reine Seele, nicht Vorwürfe des Gewissens störten ihre schönsten Stunden: düstere Erfahrungen in den zartesten Jahren untergruben das Glück dieses Menschen. Noch schwebte jener Tag, als zwei Jäger ihre Hütte betraten, lebhaft vor ihrer Seele; mit schwerem Gewichte lastete noch immer der Fluch der Mutter, welche die Tochter einem schandvollen Leben zu weihen gedachte, auf dem gefolterten Mädchen, das keine Schuld auf sich hatte.

Josephinens Kinder mit mütterlicher Liebe zu pflegen, war Klärchens liebste Beschäftigung

und als sich die Kleinen am Aufkeimen des wiederkehrenden Frühlings ergötzten, schien einige Heiterkeit in die Seele des Mädchens zu dringen und Freudenthränen glänzten in seinen schönen Augen, wenn es die wiederauflebende Natur betrachtete. Ebenso schien Klara nicht gleichgültig gegen den baldigen Besuch Roberts zu sein; denn Josephine hatte sie über das ganze Verhältniß aufgeklärt.

Aber noch ruhte der Wurm nicht, welcher an der Blüthe dieser Liebe nagte, um deren Wurzeln zu verderben und ihr Aufkeimen zu verhindern.

Ungefähr in der Mitte seines Semesters hielt Robert einen Brief in der Hand, den er mit Verachtung bei Seite warf. Keine Natter war im Stande, sein Vertrauen zu Josephinen zu verwunden. Er sah in diesem Schreiben abermals die Tücke des Intriganten, der ihn mit diesen Worten bethören wollte.

„Wir sind einander ferne und es ist meine Pflicht, Dich über unser Verhältniß in Kenntniß zu setzen; Dich länger im Wahne zu lassen, wäre

schreiendes Unrecht; denn Du liebtest mich treu, wie noch keine Seele.

„Mein letzter Brief hatte seine Aufgabe gelöst; Du warest bereits von der Nothwendigkeit meines Entschlusses überzeugt, in der Hoffnung, Dich nie wieder zu sehen, war derselbe seiner Ausführung sicher. Aber Dein Unglücksstern leitete Dich hieher. So heftig, wie in jenem Momente, als das erste Flämmchen für Dich in meinem Busen aufglimmte, bestürmten mich jene Regungen; alle Sterne einer seligen Hoffnung gingen an meinem Himmel auf: ich sank entwaffnet mit allen Vorsätzen an Dein Herz und machte Dich glauben, eine andere, als meine Hand, habe meinen letzten Brief geschrieben. Es war meine Hand und denselben Entschluß erneuere ich hiemit.

„Doch um mir einen neuen, noch heißern Kampf, Dir ein trauriges Wiedersehen zu ersparen, sind bereits Anstalten getroffen und während Du bewegt diese Zeilen durchgehst, weilt Josephine mit ihren Kindern ferne ihrem Vaterlande."

Nicht minder täuschend, als im letzten, war Josephinens Schrift auch in diesem Briefe nachgeahmt. Allein nicht nur die Wogen des Mißgeschickes schlugen an Roberts Herz, ohne es zertrümmern zu können; auch die feingesponnenen Netze teuflischer List umgarnten ihn nicht mehr. Mit stolzer Verachtung belächelte er das schändliche Blatt, nun sicher seines Sieges über alle Bosheit seiner Gegner.

Mit veränderter Schrift benachrichtigte er seine Geliebte über den neuen Fallstrick, der ihm gelegt worden. In derselben Veränderung erhielt Josephine einen Brief dieses Inhaltes:

„Wenn gleich meine gegenwärtige Stimmung einen grellen Contrast bildet mit Dem, was Du in meiner Seele lasest in jenem Augenblick, da ich das Unglück hatte, Dich wieder zu besuchen; so war es doch nur ein Traum, in dem man mir, nach Art der Vampyre, nach und nach das Bewußtsein rauben wollte. Die Binde fällt von meinen Augen und die ernste Ueberzeugung, verbunden mit der Verachtung, die eine falsche Seele trifft, nimmt mich ein.

„Aller jener Betheurungen, Schmeicheleien, sogar der Thränen bedurfte es, mich zu fangen. O! es muß ein höllisches Wohlbehagen sein, das Opfer seiner Künste, von verführerischen Netzen umstrickt, ja von eisernen Banden gefesselt, vor den Füssen winseln zu sehen, wenn es, ungeachtet der Streiche, welche man ihm versetzt, seine Gefangenschaft willig zu tragen scheint! Du hast Deinen Triumph über meinen Charakter gefeiert, kannst Dich aber seiner nicht rühmen, obschon mit allem Feldherrntalent gegen den von lockenden Phantasien umgaukelten Jüngling agirt wurde.

„Freilich der alte, dürre Klepper genügt nicht mehr, er muß auf die Seite, wenn man um seinen Preis das feurige, von Lebenskraft erfüllte Roß haben kann; darum Dein Mann nicht mehr! —

„Doch ich werde zu heftig und vergesse, daß ich mit kalter Verachtung die Bande zerreißen wollte, ob deren Last ich vor mir selber erröthe.

„Robert."

Wäre dieser Brief direkt an Josephinen ge-

kommen, mit Roberts gewöhnlicher Handschrift, er hätte nicht die Wirkung hervorgebracht, welche wir an Josephinen beobachten werden; allein der unheilvolle Bote war an jene Person gerichtet, welche, der Verabredung gemäß, die Correspondenz leiten sollte und zwar mit der Schriftveränderung, von der Josephine noch vor ihrem Scheiden ein Probeblatt von Roberten erhielt. Alles, Alles trifft ein, selbst die zerreißende Ironie, welche ihm in Stunden bittern Unmuths so eigen ist.

Schon vor Roberts Besuche erhielt Josephine verschiedene Briefe, die mit einer Geschmeidigkeit und gefühlvollen Kunst verfaßt waren, daß entweder das aufrichtigste Herz aus ihnen sprach, oder der gewandteste Verführer deren Verfasser war. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie es ihrem Robert nicht entdeckte und meinte nun dafür gestraft zu sein, indem Robert sie verachten werde, indem er glaube, von ihr getäuscht zu sein, obschon sie ihm dieses aus übertriebener Besorgniß verheimlicht hatte. Vielleicht hat nun Robert auch dieses Geheimniß erfahren und hält

mich für treulos, dachte sie. Mit aller Zärtlichkeit eines verwundeten Herzens wandte sie sich an den Betrogenen, wie sie meinte, um ihn von ihrer Treue zu überzeugen; allein mit umgehender Post trifft die Unglückliche der Pfeil: „Schweige! Verführerin! Robert lebt nicht mehr Deinen Lockungen!" —

Also nur scheinbar, nur momentan war die Bewegung, welche Roberten bei jenem Wiedersehen eingenommen zu haben schien! für mich verloren! seufzte sie, und Klara, die treue Seele, theilte den Schmerz ihrer Freundin. Josephine sah sich ihrem Ziele entrissen, gerade in dem Augenblicke, als sie demselben zunächst zu sein glaubte. Lebte ihr Gatte noch, sie würde sich fügen und, wenn auch mit wundem Herzen, sich den Fügungen eines Geschickes hingeben, welches ihr so oft den Wermuthsbecher der Leiden darbot; allein jetzt ist sie untröstlich.

Während eines Abends die beiden Freundinnen im Sonnenuntergang das Verschwinden ihres Hoffnungssterns betrachten und sich schweigend und traurig zur Ruhe begeben wollen, tritt

Robert vor sie. Ein augenblicklicher Schrecken lähmt Josephinens Zunge und sie stand ganz vernichtet vor ihrem Richter, von dem sie ein strenges Urtheil erwartete.

„Mein Gott! was ist Dir, Josephine!“ ruft Robert erschrocken aus. „Sollte jener verfluchte Brief, den ich für das Werk Wilhelms hielt, etwa — — doch es ist nicht möglich. Weiche von mir, niederträchtiger Gedanke!“

„Ich bin Deiner Liebe nicht mehr würdig,“ seufzte sie; „ich habe Dich betrogen. Dein Brief war die gerechte Strafe.“

„Welcher Brief? erkläre Dich deutlicher; Du marterst mich!“

„Erlasse mir diese Demüthigung, obschon ich sie verdiente!“

„Um unsrer Liebe willen, drücke Dich besser aus; ich verstehe Dich nicht.“

„Du hast Recht; ich bin noch nicht genug gestraft. Martern, langsam foltern muß man eine Treulose; ich hatte das an meinem Gatten verdient.“ Mit diesen vor Wehmuth kaum hörbaren Worten wankte die Unglückliche zu einem

Schrank hin, zog einen Brief heraus und übergab ihn Roberten nebst dem darauffolgenden Billet, dessen Inhalt wir bereits kennen. „War es an diesem nicht genug?“ frägt sie schluchzend.

Wie aus den Wolken gefallen, wirft Robert die beiden Unheilblätter in eine Ecke des Zimmers und ruft: „Bubenstück der Hölle! Dieser Brief ist von unserm alten Feinde unterschoben. Und dazu hieltest Du Deinen Robert für fähig?“ fragte er erstaunt.

Je tiefer Josephinens Herz verwundet war, desto wohlthuender wirkte die Heilung und wir können uns nur in Gedanken die Scene des letzten Wiedersehens wiederholen, und uns dessen neue Beschreibung zu ersparen.

Weit erquickender ist der Sonnenstrahl, welcher durch die Majestät des Regenbogens nach einem furchtbaren Gewitter sein Licht verbreitet, unser Gemüth mit Hoffnung erfüllt, als wenn wir, der schönen, ungetrübten Tage gewöhnt, seine Wohlthaten mit Gleichgültigkeit übersehen, wenn nicht gänzlich vergessen; so geschah es auch mit Josephinen, die nach diesem Schlage ver-

nichtet zu sein schien. An dem Busen Ihres Geliebten fühlte sie, wie warm sein Herz für sie schlage. Es waren selige Tage, welche der Glückliche dort verlebte mit Josephinen und Klärchen, der Retterin seiner Einzigen. Wohl mochte in wonnevollen Stunden ungetrübten Zusammenlebens der Gedanke in der Liebenden Seele aufgestiegen sein und sie mit Münch rufen:

O! dieß ist der Erkenntniß Lebensbaum,
Den sich des Wurms Vergött'rung einst vermessen;
Sprich! welche Wahrheit gleichet diesem Traum?
Sprich! welche Tugend diesem Selbstvergessen?

Aber was in dieser bösartigen, verdorbenen Welt mit ihren Gebrechlichkeiten ist vollkommen? würde hier abermals mit bedachtvoller Miene Sancho Pansa gefragt und sich auf einen neuen Streich der launigen Fortuna gefaßt haben.

Eines Tages saß unser Pärchen in Josephinens Zimmer, in ernste Verhandlungen vertieft über seine Zukunft und machte nach Art der Kinder — ist denn Amor nicht ein muthwilliges Kind! — seine goldenen Pläne. Auch der ge-

wandteste und erfahrendste Geograph im Reiche der Liebe, der nicht nur die breiten Heerstraßen, durch welche die Armee zieht, um Herzen zu erobern, kennt, sondern auch die Nebenwege, auf denen die Spionen umherschleichen, um ihre Beute auszuspähen und die Wälle und Schanzen, die ihnen im Wege stehen, desto geschickter umgehen zu können, auch ein solcher Liebekundiger würde bei unsern Leuten schwerlich ermittelt haben, ob es erste oder zweite, noch viel minder, ob es die Liebe eines noch fernern Grades sei. Denn sie schmiegten sich so traulich zusammen, wie Romeo auf der Altane seine Julia umarmte und sprachen dennoch mit einer Kälte von ihren Verhältnissen, als wäre die Verbindung eine Interessenheirath und hier fällt mir unwillkührlich die Abhandlung eines Belletristen Deutschlands über die Liebe ein, der da sagt: „Die sogenannte erste Liebe ist eine schöne Attrape der Natur, die sich mit dem Menschenherzen gerne Scherz erlaubt und neckt. Sie ist eine Frage nach etwas, das nicht existirt und worüber man, statt aller Antwort, hübsch ausgelacht wird. Sie treibt ein so komisches

Spiel mit der Hoffnung, daß man sich dabei zu Tode lachen und vor Lachen weinen könnte, wenn einem das Leben dazu Zeit ließe. Es läßt aber nicht Zeit und weiß Rath zu schaffen. Es bringt nach dem ersten April einen ersten Mai und nach der ersten Liebe eine zweite, die der ersten gleicht, wie ein Ei dem andern. Ei, ei! rufen die Damen, allein es ist so. Hat der erste April seine süßen Veilchen, so hat der erste Mai die schönen Blüthen der Phantasie, der erste Juni die herrliche Hundertsblätterrose des Gefühls, der erste Juli die brodverheißende Kornblume des Genusses, August, September und October haben die labenden Früchte der Realität, der erste November sein stilles Allerseelenfest verstorbener Wünsche, der erste December schmückt unser Fest mit der Kristallblume der Erinnerung; Jänner, Februar und März gehören der Kindheit."

Des ersten Aprils süße Veilchen mochten wohl für unsere Liebenden vorübergegangen sein, ebenso die zweite, nicht so angenehme Bedeutung des ersten Tages dieses Monats, die man nicht gerne nennt, wenn man sie einmal erfahren.

Und wer darf sich brüsten, den ersten April nur in seinen Veilchen gesehen zu haben, ohne bisweilen in den Narren, wie es die Kinder nennen, geschickt worden zu sein; denn bekanntlich wird in Liebessachen dieser Tag unzählig wiederholt, wenn es auch nicht gerade in den April fällt.

Robert und Josephine mochten nun auf der Stufe des ersten Juni schwelgen, ob sie nicht bisweilen einen verstohlenen Blick in die einladenden Felder des ersten Juli hinübersandten, der alle seine lachenden Reize vor ihren Augen entfaltete, versichern wir nicht. In diesem Augenblicke näherte sich ein Mann dem Hause. Er wurde von der Magd gemeldet, für einen reisenden Handelsherrn gehalten und sogleich vorgelassen, nachdem sich Robert in das anstoßende, nur durch einen Vorhang von Josephinens Zimmer getrennte Nebengemach zurückgezogen hatte.

Mit der eleganten Höflichkeit, welche Leuten dieses Standes vorzugsweise eigen ist, tritt der Angemeldete ein und setzt mit geläufiger Zunge den Zweck seines Erscheinens auseinander. Neu

erfundene Gegenstände ohne Zahl wurden von dem Sohne des Handels erklärt, mit glänzenden Worten umhüllt und Josephine, von dem bereitwilligen, gar nicht anmaßenden Benehmen des Herrn so eingenommen, ging auf zahlreiche Bestellungen ein. Um die gefällige Stimmung der jungen Wittwe zu benützen, wurde sogleich der Plan zur Gründung eines gewissen Hülfsvereines mitgetheilt, dessen Mitglieder und Beiträge hervorgehoben und von Josephinen ein Gleiches verlangt. Ohne Widerstreben, sobald sie von der Nützlichkeit des fraglichen Unternehmens überzeugt war, schrieb Josephine eigenhändig ihren Namen hin. „Aber seid klug, wie die Schlangen und einfältig, wie die Tauben; denn unverhofft kommt oft!“ würde Pater S. feierlichst hernäseln und seine Heldenmiene in Falten legen. Hätte Josephine dieses gedacht, so würde ihr wahrscheinlich Folgendes nicht begegnet sein.

Triumphirend wendet der äußerst Gefällige sein Gesicht ein wenig ab, wischt sich die Schminke weg, welche so täuschend, wie Natur, seine Züge entstellte, zieht das Papier hervor, auf welches

Josephine ihren Namen gesetzt und spricht — mit welcher Stimme! — Josephine reißt die Augen auf, muß sich an ihrem Lehnsessel halten, um nicht zu fallen; denn es ist ihr unbegreiflich, wie **ein** Mensch das Rad ihres Schicksales nach Belieben festhalten könne. Vor ihr steht mit mephistophelischer Miene, Josephinen von der Scheitel bis zur Zehe messend, Wilhelm, der sie einst entführt, ihre Ruhe durch jenes plötzliche Erscheinen, als sie mit Roberten in Bern aus dem Theater heimkehrte, wieder störte:

„So rächt sich Wilhelm, der Jesuit," und schickt sich an, die schon bezeichnete Papierrolle zu entfalten und mit stolzer Stimme vorzulesen. Was las er? — Ein förmliches durch Eid und Zeugen bekräftigtes Vermächtniß des größten Theiles von Josephinens Vermögen an seine Gesellschaft, von Josephinen selbst unterschrieben.

Sie war vernichtet, gedachte nicht mehr ihres Robert, der doch so nahe war, als dieser, da die Rolle des Betrügers gefährlich zu werden begann, plötzlich den Vorhang, welcher ihn vom

andern Zimmer trennte, auseinander schlug und — vor Wilhelm stand!

„So dachten wir uns nie zu treffen, als wir am Gymnasium zu *** Aesops Fabeln mit einander erklärten," sagte Wilhelm zu Roberten, seinem ehemaligen Schüler. Dieser taumelte zurück, traute kaum seinen Augen; denn Intriguen dieses Grades, so oft er auch schon von solchen gehört, galten in seinen Augen bisher nichts mehr, als Verleumdung; so weit glaubte er den Heiligenschein eines Ordens nicht geschändet. Selbst der ruhige, jeder Verlegenheit ferne Ton der Stimme Wilhelms brachte ihn auf's Neue außer Fassung. Warum ergriff er nicht die Flucht? fragte Robert sich und staunte ob der Frechheit.

„Mein Geschäft ist abgethan!" hob der Jesuit wieder an und wollte sich entfernen.

„Mit nichten!" donnerte ihn Robert an, der unterdessen seine Stellung seinem Gegner gegenüber eingenommen und die Thüre zugeschlossen.

„Was verlangen Sie denn noch, junger Herr?“ frägt Wilhelm höhnisch.

„Das verschriebene Gelöbniß, welches Sie betrügerischer Weise Josephinen abgestohlen,“ erwiderte Robert mit Nachdruck.

„Das gehört mir; Josephine hat es unterschrieben und damit Punktum. Leben Sie wohl und treten Sie mir ja nicht in den Weg.“

Mit diesen Worten reißt er die Thüre auf; aber Roberts nervige Finger umspannten seinen Arm und zogen ihn znrück. Mit Entschlossenheit wiederholt Robert seine Forderung. Allein ohne im mindesten seine Fassung zu verlieren, steht Wilhelm vor Beide hin, blickt sie mit spottendem Lächeln an und sagt:

„Sie denken wohl, ich habe mich als gemeiner Betrüger in dieses Haus gestohlen, ohne meinen Rücken zu decken. Sie irren sich. Glauben Sie ja nicht, daß mir Ihre Anwesenheit, Herr Robert! unbekannt war; deßwegen blieb ich nicht aus; denn was können Sie mir schaden! Der Pfarrer dieses Ortes, selbst der weltliche Vorsteher weiß, wo ich mich befinde; er

weiß, daß ich in einem Hause bin, welches unserm Orden todfeind ist und kehre ich zur bestimmten Stunde nicht zurück, so zittern Sie Beide vor unsrer Macht, die sich hier zu Lande nicht mit kraftlosem Bannfluche begnügt, sondern auch das Schwert der Regenten über Ihrem Haupte nach Belieben zückt. Außerdem bedarf es hier ja solcher großartigen Mittel nicht wegen einer Kleinigkeit und will sich der Freigeist meines Schülers Robert dagegen sträuben, so" — — und er zog ein kleines Pistol aus seiner Tasche und schritt ungehindert zur Thüre hinaus.

Schweigend sehen Beide einander an. Was sollen sie beginnen? den Betrüger vor Gericht belangen? — Aber die Gerechtigkeit ist in diesem Ländchen eine Dirne, welche bald vor den Drohungen religionswüthender Fanatisten zittert, bald sich hinter das Geld verkriecht, welches ihre Säcke füllt.

„Mein Lehrer! o schändliches Wiederfinden!" ruft Robert endlich aus. „Dieser feile Knecht seines Ordens war bestimmt, den Saamen des ersten Unterrichtes in mein unerfahrenes Herz

zu pflanzen. Durch die zarten Bande väterlicher Liebe und Sorgfalt, die er mit der Schminke der Heuchelei von Gottesfurcht und Tugend übertünchte, zog er die Seele des Knaben an sich. Wie meinen Eltern war ich ihm ergeben; aber er gab sich eine Blöße, indem er seine Absicht, mich zum Ordensbruder zu stempeln, zu früh verrieth. Mit den Mitteln, welche mich in sein Netz zogen, bekämpfte ich seine Zumuthungen: ich ward Heuchler, ohne es zu wollen; doch um seinen Schlingen zu entgehen, mußte ich es, bis ich ausreißen konnte. Auch Du solltest seinen Anfällen unterliegen; aber er hat sich hierin verrechnet! O daß es in Helvetien der Eintracht mangelt, welche allein diesen Feind unsrer allgemeinen Rettung vertilgen kann! Allein statt dieses einzusehen, gibt der betäubte Alpensohn lieber seinen letzten Tropfen Blutes für seine Verräther hin und denkt nicht:

Wer junge Wölfe nährt am eignen Herde,
Der nährt zu ihrem Raub auch seine Heerde."

„Aber meine Unterschrift?" frägt Josephine ängstlich.

„Wie konntest Dich auch verleiten lassen, dieses zu thun?“ bemerkte Robert.

„Zu denselben Zügen hättest auch Du Deine Hand dargegeben; denn der Listige schwatzte mir so überzeugend, wie Du selbst hörtest, von einem Hülfsvereine, daß ich ihm meine Mitwirkung nicht versagen konnte. Schnell hält er mir eine Papierrolle her, zeigt mir die Stelle, wo ich schreiben soll und dieses so leicht und unbefangen, daß ich an keinen Betrug dachte, viel weniger, daß ich meinen Namen auf eine Rolle schriebe, welche unter der ersten lag, auf der ein vorgewiesenes Verzeichniß war.“

„Auf jeden Fall bedarf es zur Gültigkeit des Vermächtnisses noch der gerichtlichen Bestätigung, wozu es hoffentlich nicht kommen wird,“ beruhigte er sie.

Es war der Wille Roberts, diese Ferien im Hause Josephinens zuzubringen. Mit seiner Geliebten und Klärchen verlebte er manchen trauten Abend, nur selten vom Hauche düsterer Erinnerungen getrübt. Allein anders war beschlossen im Rathe des starrköpfigen Schicksals. Noch

dachte Robert nicht daran, bald eine andere Universität zu besuchen, noch ferne lagen seine Pläne auf das künftige Studienjahr, als Josephine ihm eines Tages mit trauriger Miene ein Billet überreichte, der Ortspfarrer forderte sie auf, im Namen der Religion und zur Vermeidung alles Aergernisses sogleich den jungen Mann aus ihrem Hause zu entfernen, um sich unangenehmen Maßregeln zu entziehen. Eines solchen Mittels bedurfte es noch, um diese so hoffnungsvollen Tage zu vergiften und die Trennungsstunde schwerer als jede andere zu machen. Schon der nächste Morgen sollte Roberten zum letzten Male am Busen seiner Treuen erblicken. Nur von ihr begleitet, schied er. Als führte sein Arm das letzte Mal in seinem Leben die liebe Gefährtin, ward ihm schwer. Doch der letzte Händedruck beseelte ihn noch mit der Hoffnung, welche ihn nach kurzer Prüfung an das Ziel seiner Wünsche führen soll; voll dieses wonnigen Gedankens drückte er den Trennungskuß auf die theuren Lippen und

Seufzer, Lieder, Blumen und Gebete
Bildeten der Liebe Sprache nur,

Bis durch Schweigen sich die Gluth erhöhte,
Amen! rief die feiernde Natur. —

Aber auch dieser Zeitraum sollte für Josephinen nicht verschwinden, ohne ihrem Herzen eine neue Wunde zu schlagen.

Schon öfter wurde Klara, theils durch Briefe, theils durch mündliche Nachfragen ersucht, einen sehr angenehmen, für sie gar nicht beschwerlichen Dienst bei einer angesehenen Familie in L. zu übernehmen. Sei es aus Abneigung, länger an dem Orte zu verweilen, welcher so manche traurige Erinnerung ihrer unglücklichen Jugendjahre auffrischte, sei es, weil sie ihrer Freundin nicht beschwerlich fallen mochte: Klara gab ungeachtet alles Flehens, Warnens und Beschwörens ihre Einwilligung und reis'te zu ihrer Herrschaft ab, um den Dienst anzutreten.

Wieder geschieden von einer ihr so theuren Person, harrte die oft Getäuschte nun bei ihren Kindern der Erreichung ihres Zieles entgegen, das ihr, wie sie gewiß ist, nicht entgehen kann.

Neue Wirren in ihrem Vaterlande erfüllen Josephinens Herz mit Dank, daß ihr Robert diesen Gefahren ferne ist.

Denn Robert ist indessen längst in Frankreichs Hauptstadt angelangt, nachdem er zuvor für ungefährdete Fortsetzung des fernern Briefwechsels gesorgt und dessen Sicherheit einem Freunde in L., seinem Franz, anvertraut hatte, so daß die Briefe immer unter anderer Adresse nach Paris und von da ebenso in die Schweiz kamen.

Wir denken, die zahllosen Merkwürdigkeiten Lutetiums, auch bis er derselben nur einen Theil sich gemerkt, ferner das ganz andere Leben, welches ihm täglich, stündlich für ihn ganz neue Dinge vor Augen stellte; das Chaos der verschiedenartigsten Bewegungen, der Mittelpunkt europäischer Politik, das Alles dürfte dem wißbegierigen, der dortigen Sprache nicht ganz kundigen Jüngling wenig Zeit gelassen haben, seiner Liebe nachzusinnen. Allein auch in Paris, wo der Neuigkeitenstrudel Einen zu verschlingen droht, dachte Robert, ohne sich seiner Pflicht zu ent-

ziehen, seiner Josephine und ihres Schicksales mehr als je; war er ja seinem Ziele so nahe, seine Prüfung beinahe überstanden. —

Wenn der Mond in vollglänzender Scheibe über den Bergen von Josephinens Heimat strahlte, dann erhielt Robert einen Brief von ihr und sie labten sich in gegenseitiger Hoffnung.

Aber, wird man endlich einwenden, wie wurde denn die Correspondenz zwischen Roberten und Josephinen gestört und fremde Briefe unterschoben? Wer die Richtigkeit und Ordnung des dortigen Postwesens kennt, steht nicht lange in Zweifel und kommt leicht auf die richtige Spur. Doch folgen wir auch hierin dem Laufe der Erzählung.

Wir glauben bemerkt zu haben, daß nach dem ersten Betruge eine dritte Person gewählt wurde, welche den Briefwechsel unter ihrem Namen leiten sollte. Bis auf diesen Augenblick ist es uns unerklärlich, wie selbst dieses Hülfsmittel von Wilhelm ausgespürt wurde. Denn, wie wir

gesehen, gelangte kein Brief an seine Bestimmung, ohne verfälscht zu werden. Wenn man aber annimmt, daß Wilhelm kein Mittel, mochte es noch so abscheulich sein, unbenützt ließ, um das Band zu zerreißen, welches Josephinen an ihren Geliebten fesselte, wie er durch alle Machinationen, die ihm zu Gebote standen, Mißtrauen, wenn es möglich wäre, Eifersucht unter sie streuen wollte, um das kaum sich erholende Gemüth Josephinens vollends zu zerrütten; so wird Manches in Abwägung der Umstände klar.

Kein Brief gelangte unmittelbar durch die Post an Josephinens Wohnort, da sich dort kein Postamt befand. Ein Bote, sehr häufig besorgt dieses Geschäft auch eine Weibsperson, machte also die Post aus und wenn man bedenkt, daß es sich hier um Erhaschung eines bedeutenden Vermögens handelte, wie leicht war es dem in solchen Künsten bewanderten Taschenspieler der Religion, ein armseliges Geschöpf von Bote, die bekanntlich sehr oft nicht so auf redliche Entrichtung ihrer Pflicht, als auf das Blinken des Silbers sehen, mit Wenigem zu bestechen und

für seine Zwecke zu gewinnen! Denn Wilhelms Geschäft war dort ein doppeltes. Mit Hülfe seiner Mitgenossen, der Landesgeistlichen, bearbeitete er das ungebildete Volk unaufhörlich im Beichtstuhle, von der Kanzel herab, durch gottselige Besuche und Benutzung jeder Gelegenheit. Eben so wenig ist es mehr ein Räthsel, wie schonend man verfährt, wenn man die Correspondenz irgend eines Freisinnigen mit ausländischen Meinungsgenossen zu wittern glaubt. Wie sicher sind da nicht Briefe und Schriften! wären selbe auch hinter tausendfachem Siegel festgebannt, Pfaffenaugen spürten sie dennoch auf. — Und Wilhelm sollte dieses Mittel verabscheut haben, er, der Abgefeimte, wie ich ihn mir mit einem etwas trivialen Ausdrucke zu bezeichnen erlaube? Er kannte ja nicht nur die Schrift Roberts, seines Schülers; er wußte seine Gesinnung, seinen Charakter, sein Streben und dieses sollte unverschont geblieben sein? Er würde sich ja gröblich gegen die Forderungen und Regeln seines Ordens versündiget haben.

Folgen wir dem Jesuiten in seine Wohnung

bei dem Ortspfarrer, welcher, um sich in das Zutrauen seiner Heerde zu schleichen, übrigens den gemäßigten, würdigen Mann spielte, nur daß er das noch unmündige Volk dem ungeheuren Irrenhause zuführe, in welchem Hunderttausende von Menschen schmachten, zwar nicht in der Zwangsjacke, was viel besser wäre, denn dadurch würden sie endlich zu sich kommen; sondern von dem langsam und angenehm berauschenden Opium religiöser Schwärmerei eingeschläfert. Dadurch ward auch dieser Mann, dessen Würde ihn an die Spitze seiner Gemeinde stellte, zum Judas, zum Schänder seiner Untergebenen.

Im Hause dieses Geistlichen befindet sich Wilhelm, emsig beschäftiget, Nachrichten zu entziffern, die er durch einen Boten aus Luzern erhalten und seine Befehle abgehen zu lassen. Ein Mann, ungefähr in den Fünfzig, in Bürgerkleidung, schreitet in ernster Stimmung das Zimmer auf und ab. Seine Züge sprechen tiefe Niedergeschlagenheit aus, so wie seine Augen von unentschlossener Melancholie zeugen. Er betrachtet seinen Vorgesetzten — denn Wilhelm bekleidet

noch immer diese Würde und der Anwesende ist sein Untergebener — und bricht das Schweigen.

„Mir wird unheimlich zu Muthe, wenn ich die Zustände unsers einst so schönen Kantons betrachte.“

„Sind wir denn nicht vollkommen seine Herren?“ frägt Wilhelm trotzig und wirft stolz einen eben gelesenen Brief bei Seite.

„Ich fürchte, man spanne den Bogen zu sehr —“

„Nichts mehr von Zweifeln!“ herrschte ihn der Vorsteher seines Klosters an. „Sie machen sich durch solche Einwendungen verdächtig; ich hoffe nicht, daß sich Ihr Gehirn ferner solchen Phantomen hingebe.“ Dabei musterte er seinen Diener mit einem scharfen, prüfenden Blicke und zückte mißtrauisch seine Wimpern.

Doch dieser stellte sich vor seinen Herrn und sprach wehmüthig: „Sie wissen es, und mehr als einmal ward mir diese Erinnerung erneuert, daß ich als Kind in Ihre Hände kam, den Unterricht Ihrer Schulen genoß; aber auch dafür — in Ihre Fußstapfen treten sollte. Mein jun-

ges Gemüth bäumte sich dagegen; frei wollte ich bleiben und verließ die Fahne Ihres Ordens, noch bevor mich dessen Eide fesselten. Doch wer, wenn er in Verhältnissen, wie ich, stand, von jeder Unterstützung abgeschlossen, den Freisinnigen verdächtig deßwegen, weil ich ihren Gegnern angehörte, wer in solchen Umständen kann ein Fortkommen finden in meinem Vaterlande? Ein Wurm ist er, dem Ihre Füße nach Belieben zertreten, wenn er Ihren Orden zum Feind hat. Mich trieb es fort in die Ferne; ich widmete mich dem Kriege, kämpfte gegen manchen Feind, doch mehr noch gegen mein Inneres. Das Meer schied mich von unserm Welttheile; aber meine Sehnsucht flog über seine Wellen, keine Stürme konnten sie überwinden, nicht Kanonendonner vermochte jene Stimme in meinem Innern, die mich nach der Heimath umkehren hieß, zum Schweigen zu bringen.

„Sie hatten die Bahn verlassen, welche Ihnen die Vorsehung vorzeichnete und auf der Sie einzig Ihre Ruhe und mit dieser Ihr Heil bewirken konnten; daher Ihr Unbehagen, wo Sie immer waren,“ unterbrach ihn Wilhelm.

„Eine Stunde“ — fuhr Ersterer fort — „wohl die wehmüthigste meines Lebens, machte den Sieg des Gemüthes vollkommen. Als wir einst an der Küste umherstreiften, bemerkten wir das Signal eines Schiffes; nach Erwiederung des Zeichens, landete dasselbe und wir sahen, daß es mit auswandernden Europäer bevölkert war. Ich beschreibe Ihnen die Scene des Willkommens nicht, als Menschen eines Landes, durch Meere von einander geschieden, sich begrüßten. Auch Helvetien hatte seine Representanten unter diesen Wanderern. Ein Schweizer, der Sohn des unglücklichen Luzern, erzählte mir von unruhigen Tagen seines Vaterlandes, wie er, mißachtet von seinen betrogenen Mitbürgern, die aufgeregten Gemüther verließ, um seinen Frieden jenseits der Meere zu suchen. Am Ende seiner Erzählung stimmte er das Lied von des Schweizers Heimweh an, Thränen strömten über meine Wangen und ich glaubte zu vergehen. Nach unserer Trennung desertirte ich, kam unter unsäglichen Gefahren nach Europa und begrüßte den Boden meines Vaterlandes mit einem freudigen Kusse, wie der Sohn in die Arme

seiner lang von ihm getrennten Mutter eilt. Doch welcher Empfang!"

„Nun! was geschah Ihnen denn nach Ihrer Ankunft in der Schweiz, zu der all Ihr Sehnen ging?" frägt Wilhelm höhnisch.

„Nie malt man sich die Tage des Glückes schöner und reizender aus, als wenn man dieselben vermißt, wenn man voll Verzweiflung gegen die Fluthen des Elendes ankämpft; so geschah es mit mir. Getrennt von der Heimath meiner Lieben, stellte sich meine Phantasie, die Wiege der helvetischen Freiheit, als glänzendes Bild des Gesammtwohles des Schweizervolkes auf und ich fühlte mich in dieser Trennung krank, nur der Anblick der greisen Alpenfirnen konnte mich heilen. Doch statt der Heilung, wurde diese Wunde meines Herzens ein Raub des Brandes, welcher sie durchwühlte, als ich sah, welche ungeheure Kluft zwischen der Wirklichkeit und meiner Vorstellung gähnte. Feindlichen Parteien zerrissen um die Wette Helvetiens Herz und ich weihte mich deßwegen einem Berufe, in dessen Schutze ich meinen bedrängten Mitbürgern, Linderung zwischen er-

bitterten Feinden Frieden stiften könnte; aber kaum fesselten mich die Bande dieses Standes, so sah ich statt Stiftern der Eintracht, nur Boten des Zwistes und verderblicher Zwietracht um mich."

„Unter meinen Augen getraut man sich, solche Schmählichkeiten vorzubringen?" unterbrach ihn Wilhelm heftig.

„Ich getraue mich, vor Ihren Augen die Wahrheit zu sagen, wie ich es oft schon that. Ich wiederhole es, mag man mich mit düsterer, verpesteter Kerkerluft dafür strafen, wie mir auch schon wiederfuhr: nie gebe ich mich mehr zum Werkzeuge hin, meine Brüder zu betriegen."

„Wissen Sie, was bei solchem Betragen Ihrer wartet? kennen Sie die Macht nicht, in deren Verfügung Sie freien Willens getreten?" sprach Wilhelm und trat vor den Unglücklichen hin.

„Man schicke mich an das Ende der Welt, um Unwissenden das Evangelium zu predigen, oder man lasse mich Sklavendienste verrichten; nur von dem bisherigen Geschäfte befreie man mich."

„Sehr bedächtig, mein Herr!" erwiederte

der Unmensch. „Man entläßt Sie und was werden Sie beginnen? — desertiren, wie Ihrem frühern Feldherrn, vielleicht gar Ihre Waffen gegen uns kehren.“

„Schieben Sie meiner Redlichkeit nicht schmähliche Absichten unter.“

„Wieder ein Beispiel der Dankbarkeit von Solchen, die wir als nackte Kinder in unsere Arme genommen, sie dem Elende, dem sie die Natur schonungslos preis gab, entrissen, mit Unterricht ausgestattet und nun das billige Verlangen an Sie gestellt haben, ihre geringen Kräfte der heiligen Religion zu weihen. Undankbare Welt mit deinen verdorbenen Kindern!“ rief der Heuchler in seiner Verstellung.

„Schonung verdiene ich freilich nicht, aber undankbar nennen Sie mich nicht. Ich vergaß keineswegs die Wohlthaten, welche mir durch Sie und Ihre Ordensbrüder zu Theil wurden; ich kann dieselben mit allem, was ich wirke, nie aufwiegen; allein darf ich deßwegen die aufwachende Stimme meines Gewissens betäuben wollen?“

„Wer sich durch unsere Gesetze je binden ließ, — es ist ja jedem die Freiheit zu Gebote — dem sind dieselben entweder Lebensluft, oder unvermeidliches Gift, das der Unglückliche selbst einschlürft, wenn er das Joch eigenmächtig abwerfen will, welches er mit Eidesmacht auf seinem Nacken für immer befestigte. Uebrigens ist jetzt keine Zeit zu solchen Abhandlungen, wichtigere Geschäfte drängen.“

„Also keine Rettung?“ frägt der Elende schüchtern seinen erbarmungslosen Vorsteher.

„Keine, außer Sie, gehen mir nicht von der Seite, bis ich diesen Ort verlasse;“ und mit diesen Worten begann er seine Arbeit wieder.

Doch der mit sich und seinem Leben Zerfallene war verloren, nicht ganz ohne seine Schuld, würden Manche denken. Allerdings können wir ihm die Schwachheit nicht verzeihen, mit der er sich seinen Verführern hingiebt, nachdem er eingesehen und erfahren, wie verderblich es für ihn sei; doch mochte der Einfluß seiner frühern Schicksale, namentlich auch seine Jugend, die größte Schuld daran tragen. Immer zerüttet und unzu-

frieden mit seinem Schicksale, war es ihm nie möglich, Herr seiner Rettung zu werden. Wie ein Lamm zur Schlachtbank, wanderte er mit Wilhelm ihrem nächsten Kloster zu, wo er die legale Lösung seiner Bande erwartete.

Man sah ihn nicht mehr; war er etwa auf Missionen oder gar todt? — Nein! einsame Nächte vernahmen die Seufzer eines armen Gefangenen, wenn sie nicht das Stöhnen der Stürme übertönte; denn während des Tages durfte er keinen Laut von sich geben. Nur durch das Eisengitter seiner Kerkerwand gelangten seine Blicke in die Außenwelt, und sie sahen nur das Gewölke des Himmels und ein altes Gebäude, kein lebendes Wesen, als das Ungeziefer seines Gefängnisses. Wer ihn bemerkte, bedauerte den wahnsinnigen Bruder Joseph, wie sein Orden ihn nannte; denn das Gerücht, als wäre er verstandeslos, wurde unter den Pöpel zerstreut. Aber er war es nicht; nur das unerbittliche Schicksal, nur die Schatten der Nächte verstanden das einsame Klagen desjenigen, welchen wir bei Wilhelm getroffen und der von ihm, wie dieser sich trium-

phirend ausdrückte, unschädlich gemacht wurde.

Voilà! einen Zug aus dem Klosterleben neuerer Zeit, dessen Cultivirung, oder wenn diese nicht mehr möglich ist, Vertilgung — denn ist es nicht besser, muthig ein Glied wegzuschneiden, als den ganzen Körper der Gesellschaft, von einem gemeinsamen, unheilbaren Krebs behaftet, unrettbar seinem Verderben zuwandern zu sehen — so heftig und eben so unsinnig und wüthend bekämpft wird. Dachten wir doch immer daran, was Herwegh uns warnend in seinem Heidenlied vorsingt:

Wie wußten sie die Tatzen
Den Pfaffen abzuhau'n!
Die durften nur nach Spatzen,
Nicht nach den Weibern schau'n;
Den Prinzen gar erging es schlecht,
Die fanden kaum ein Nachtquartier;
Wie hatten doch die Heiden Recht,
Die Heiden! — aber Ihr? —

Doch wir verirren uns zu weit von unserm Hauptwege, wenn wir den Nebenpfaden zu viel

Aufmerksamkeit schenken und wir wenden uns daher wieder zu den Helden unserer Erzählung.

Auch in Paris gingen Roberten eilig die Monde vorüber in abwechselnder Wirkung auf sein Gemüth und freudiger begrüßte er jeden Morgen, der ihn der Erfüllung seiner Wünsche einen Schritt näher brachte. Sein Vorhaben, sich ausschließlich der schönen Literatur zu weihen, hatte er längst aufgegeben, nachdem er genügsam eingesehen, wie schwierig und von zahllosen Hetzern und Verwustern gefährdet die Bearbeitung dieses Feldes, und wie undankbar dessen Erzeugnisse behandelt werden. Mußestunden widmete er gerne der Poesie oder prosaischen Arbeiten; doch seine Hauptbeschäftigung bildete die Medizin und er gab sich ganz derselben hin, mit Hauptberücksichtigung chirurgischer Kenntnisse. Drei Viertel des Jahres waren dahin und er nahm sich vor — o der unglückliche Gedanke! vielleicht trug er das Seinige bei zur Katastrophe mit Josephinen — er nahm sich vor, plötzlich den Briefwechsel zu unterbrechen, um seine Geliebte überraschen zu können.

Dazu entschloß er sich, noch zu promoviren, bevor sie von seiner Rückkehr wüßte und dann sogleich — seine Braut abzuholen.

Schon ruhte er in den Armen seines lieben Freundes aus und Beide freuten sich, daß er endlich sein Ziel erreicht. Sogleich meldete sich Robert zur Staatsprüfung, die er, ungeachtet ihrer beträchtlichen Schwierigkeiten, glänzend bestand und an der Seite seines Franz wanderte er dem Heimathorte seiner Geliebten zu, ihr die frohe Nachricht zu bringen.

Franz war ganz niedergeschlagen und muthlos, je näher sie dem verhängnißvollen Orte kamen, ohne sich Rechenschaft von seiner Stimmung geben zu können. Schon lange hatte er von Josephinen nichts mehr vernommen, als betrübende Gerüchte, die er zwar für Verleumdung hielt und doch konnte er sich kaum der Thränen enthalten, wenn er seinen Robert betrachtete; der, ganz beseelt von dem Gedanken, sein Ziel erreicht zu haben, über die bestrittenen Gefahren scherzte.

Endlich stehen beide vor dem Hause, welches den Schleier von Roberts Zukunft lüften

wird; wie mochte der Busen des Gespannten gepocht haben! Sie läuten an; Niemand regt sich. Nach langem Warten eilt ein Kind die Treppe hinunter und frägt die Fremden, was sie wollen; es ist der älteste Knabe Josephinens.

„Zu deiner lieben Mutter, mein Söhnchen!" sprach Robert wonnetrunken und küßte den Kleinen, welcher ihn künftig zum Vater haben sollte." Wo ist sie?"

Traurig senkte der Knabe seine Augen zu Boden, antwortete schluchzend und eilte laut weinend davon:

„Dort oben!" und er zeigte auf einen Stall hin, der unweit vom Hause steht und zu demselben gehört.

„Was ist das?" frägt Robert ängstlich." Das Kind weint, wenn man nach seiner Mutter sucht; doch vielleicht ist es zu furchtsam, kennt mich nicht mehr, oder von ihr gestraft worden. Mir wird so unheimlich. Gehen wir hinauf in die Wohnstube;" sagte er, beinahe zitternd.

„Ach! meine düstere Ahnung!" seufzte Franz und stieg seinem Freunde nach.

Sie stehen im Wohnzimmer; vier Kinder sitzen auf einem Sopha und betrachten die Beiden neugierig, nur das älteste ein blühender, engelgleicher Knabe, weint und wirft hie und da einen wehmüthigen Blick auf Roberten, der ganz versteinert ist. Noch immer das nämliche Zimmer, wie vor einem Jahre. An der nämlichen Stelle hängt sein Bild neben dem Josephinens; nur sie fehlt noch. Roberts Zunge ist festgebannt, er wagt es nicht, nach ihr zu fragen. Auch das Sopha, auf dessen Polstern die Liebenden ihre Zukunft geträumt, ist da; nichts fehlt, als die Besitzerin; wo weilt sie denn? —

Zwei Personen, welche aus dem Nebenzimmer traten, weckten Roberten aus seinem dumpfen Nachsinnen. Es ist ein Mann in Trauerkleidern, der Bruder von Josephinens Gemahl, begleitet von der Hausmagd, welche beim Anblicke Roberts heftig zu schreien anfieng und die Hände rang.

„Todt! todt!" rief Robert mit unsicherer Stimme und verwirrten Blicken.

Auch der schwarzgekleidete Mann, Herr B.,

mußte sich mit Mühe überwinden und fragte, um das peinliche Schweigen aufzuheben:

„Sie sind Robert ***?"

Dieser konnte ihm nur zunicken, kein Wort mehr hervorbringen.

„Wollen Sie mir gefälligst folgen, lud sie Herr B. und führte Beide in ein Nebenzimmer — in Josephinens Schlafgemach, wo einst die Scene mit Wilhelm vor sich gieng.

„Josephine! Josephine!" ruft der unglückliche Robert; ein Thränenstrom erleichterte die Bewegung seines Busens und er stürzt auf das Bett hin und bedeckt sein Antlitz mit beiden Händen.

„Befreien Sie uns aus dieser qualvollen Folter, sagen Sie: Josephine ist gestorben!" sprach Franz betrübt.

„Todt! Todt! verloren! für immer!" wiederholte Robert langsam.

„Sie ist nicht todt!" sagte der Mann mit trauriger, fast weinerlicher Stimme.

„Wie? Josephine lebt! lebt? und ist nicht hier? schwelgt sie in den Armen eines Andern?" ruft Robert, wie in Fieberhitze, aus. „Nein!

Josephine kann nicht treulos sein. Sie wollen mich mit dieser Lüge nur schonen, um mir die schreckliche Wahrheit zu verbergen. Meine Geliebte ist todt; wozu Ihre Trauerkleider? Josephine ist gestorben?"

„Sie lebt," sagte Herr B. traurig;" aber nicht für Sie."

„Nicht für mich? für wen denn? — Sie foltern mich."

Nachdem Herr B. seine Fassung wieder errungen, bat er die Beiden, Platz zu nehmen, das Schicksal Josephinens zu hören und begann:

„Ungefähr zwei Monate mögen verflossen sein, als ich Josephinen nach St. begleitete, zum dortigen Jahrmarkte. Da gerade an diesem Tage die Exekution eines Deliquenten Statt haben sollte, beeilten wir uns, unsere Geschäfte früh zu beendigen und uns sogleich zu entfernen, um nicht Zeuge der Trauerscene zu sein. Schon wollten wir uns in das Gasthaus begeben, als wir dicht hinter uns das Seufzen eines Menschen hörten, nebst dem Rufe: Platz! Platz! Wir wenden uns erstaunt um und stehen — vor dem

Verbrecher, welcher öffentlich mit Ruthen gepeitscht wurde.

„Theodor!“ rief Josephine aus und sank ohnmächtig in meine Arme. Mit Mühe brachte ich sie aus dem Gedränge von Menschen und Vieh in unser Logis, wo sie sich bald erholte; aber nur um einen andern Schlag zu erhalten. Denn von dem Tische des Gasthauses aus, in welchem wir saßen, erblickten wir denselben Elenden, welcher an uns vorbei geführt wurde. Das Brandmal gemeiner Verbrecher wurde auf seinen Rücken gezeichnet und ihm nachher die Fußschelle des Zuchthäuslers angeschnallt.

„Armer Theodor!“ schrie Josephine auf's Neue und es war alle Mühe, die Betroffene zu beruhigen, umsonst. Lange erstickten ihre Worte vor Schluchzen; endlich erklärte sie mir ihren Schrecken.

„Der Unglückliche, welchen wir an der Hand des Henkers durch die Straßen führen, auf der Schandbank, oder, wie man es hier zu Lande heißt, auf der Lasterbank liegen, sahen, um vor den Augen des gaffenden Pöbels für

sein ganzes Leben gebrandmarkt zu werden, dieser war der Gegenstand der ersten Liebe Josephinens."

„Dieser Theodor! aber wie kam er unter Henkershände?" riefen Robert und sein Freund gleichzeitig aus.

„Sie wissen," fuhr Herr B. fort, „die Bewegungen, welche in jüngst verflossenen Tagen unser Vaterland durchwühlten. Theodor, ein junger, rüstiger und dabei biederer und talentvoller Mann, sah nur mit wundem Herzen auf die Betrüger seines bethörten Volkes hin, war durch seine Thätigkeit mit liberalen Männern anderer Kantone bekannt und, hingerissen von der großen Idee, in Bedrängniß und Willkürherrschaft schmachtende Miteidgenossen der Sklaverei zu entreißen, gedachte er nicht seiner vornehmen Abkunft, nicht des Warnens seiner verstockten Verwandten, nicht des Zornes, welcher von oben herab den Fluch der Geistlichkeit oder die Gewalt unwissender und listiger Landesvorsteher auf ihn zu werfen drohte; sondern stand mit der tapfern Freischaar vor den Thoren Luzerns und da er

Einer derjenigen war, welche ihre Posten nicht verließen, bis Alles verloren war, gerieth er in die Hände der Regierungstruppen, wurde von diesen seiner Regierung ausgeliefert und unter lauten Schmähungen des tief in seinen Fanatismus versunkenen Pöbels, mit der erwähnten Strafe gezüchtigt."

„Und Josephine?" frägt Robert ängstlich den Erzählenden anblickend.

„Es ist wohl unnöthig," entgegnete dieser, „den Eindruck zu beschreiben, welchen dieses unerwartet gräßliche Ereigniß auf das von Hoffnung erleuchtete Gemüth ausübte. Wie den heitersten Sommertag ein Ungewitter plötzlich erschüttert und uns den grellsten Contrast zeigt mit dem kurz vorher so hellen Himmel; so war Josephine zerrüttet. Kein freundliches Lächeln spielte mehr um ihre liebenswürdigen Lippen; düstere Schwermuth lagerte sich auf ihrer Stirne."

„O lassen Sie mich nicht so lange den Dolch betrachten, welchen Sie mir in den Busen stoßen werden, ich beschwöre Sie. Lassen Sie das ganze entsetzliche Gewicht auf meine Seele

stürzen, mit dem unerbittlichen Ausspruche: Josephine ist wahnsinnig!“ unterbrach Robert heftig Herrn B.

„Nicht bis zum Wahnsinne erschütterte dieses Ereigniß Josephinens Gemüth,“ sprach der Erzähler.“ Unermüdlich sann die Edle auf alle möglichen Mittel, den Erstling ihrer jugendlichen Liebe seinem elenden Loose zu entreißen. Durch nicht sehr beträchtlichen Aufwand gelang es, die Gefangenwärter Theodors zu bestechen und er ist gerettet.“

„Und Josephine in seinen Armen!“ fuhr Robert abermals ungestüm in die Rede.

„Dieser That würde sich Ihre Geliebte, Herr Robert! geschämt haben. So wankend war Josephine nicht. Theodor eilte, nachdem er seiner Retterin unter heißen Thränen seine dankbare Hand gereicht, in den Kanton Aargau zu seinen unglücklichen Waffengenossen, wo er jetzt noch weilt.“

Herr B. hielt inne mit seiner Erzählung, gleichsam um sich Muth zu holen für noch eine noch betrübendere Schilderung. Die beiden Freunde

betrachteten ihn schweigend und gespannt, nicht wagend, die Hand anzuspornen, welche ihnen die Pforte einer trüben Aussicht öffnen sollte. Der Ausspruch des düstern Schicksales, auch wenn wir ihn mit Heißhunger erwarten, er kommt uns immer zu früh, weil wir ihn fürchten.

„Einige Wochen darnach," nahm Herr B. das Wort wieder, am Morgen nach einer stürmischen Gewitternacht, stand die ganze Einwohnerschaft unseres Dorfes am Fuße jenes Hügels, auf dem unsere Kirche steht, neugierig auf eine Stelle des Baches hinblickend, wo zwei Männer beschäftigt waren, einen Leichnam, den sie gerade aus den strömenden Fluthen gezogen, ans Ufer hinzulegen und Anstalten zu treffen, ob noch Rettung möglich sei. Von diesem Hause aus beobachtete ich mit Josephinen den verschiedenen Ausdruck der zuschauenden Gesichter. Die Einen rangen die Hände, die Andern starrten den todten Körper an. Es war ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, mit einem neugebornen, fest an den Busen gedrückten Kinde. Auch Josephine eilt in das Gedränge, windet sich durch die Menge

und wie ich sie rufen will, wird sie mir — besinnungslos entgegengetragen. Die hergeschwemmte Leiche war der Körper einer gewissen Heimathlosen, Namens —"

„Klara!" rufen die Beiden.

„So ist's," giebt Herr B. zur Antwort: Durch Josephinen selbst erfuhr ich die Schicksale des armen Mädchens. Ungefähr vor einem Jahre wurde ihr von einer angesehenen Familie aus L. die Einladung geschickt, einen sehr leichten und angenehmen Dienst zu übernehmen. Es war dieses aber nur ein Mittel, zum schändlichen Zwecke zu gelangen. Durch mächtigere Hände geleitet, vollbrachte diese Familie einen Frevel an der redlichsten Person. Mit dem Eintreffen Klärchens in L. verschwand sie; Niemand wußte, wohin. Einige Zeit darauf fand Josephine ihre so innig geliebte Jugendfreundin auf einem Markte jener Stadt, abgehärmt von Gram und gräßlich entstellt; sie war — Mutter. Erschrocken eilte Josephine auf die Unglückliche zu; aber diese stürzte fort, sobald sie Josephinen gesehen. Vergebens war alles Suchen und Forschen; Klara

wurde nicht gefunden. Nach einigen Tagen erhielt Josephine einen Brief, denn ich Ihnen hier vorweisen kann:

„Liebe Josephine!

„Hätte uns der Zufall nicht zusammenge„führt, nie hättest du meine Schande gesehen. „Doch um dir Aufschluß zu geben, sind diese „Zeilen an dich gerichtet.

„Als ich nach L. kam, in der Hoffnung, „meine Stelle anzutreten, wurde ich in ein Zim„mer geführt; statt der Erholung, die ich in dar„gebotenen Speisen und Trunke zu nehmen dachte, „wurde ich durch einschläfernde Getränke meiner „Sinne beraubt und am nächsten Morgen fühlte „ich — — o ich spreche es nicht aus, das un„glückliche Wort, du hast die Wirkung an mir „gesehen. Ich wende mich erschrocken im Bette „um und will aufstehen; wer steht in teuflisch „boshafter Miene triumphirend vor mir? — „Dein Verführer, Wilhelm, der Jesuit! —

„Du hast mir Josephinen entrissen," ruft er laut lachend — „dafür bist Du gefallen!"

„Ich bin gefallen, Josephine! nicht durch

„meine Schuld, auch nicht durch deine. Mir „schauderte immer vor dem Gedanken, zu wer„den, wie meine Mutter; nun bin ich in den „Augen meiner Mitmenschen, was sie war, die „verachtete, verführte Heimathlose.

„Bemühe dich nicht, mich aufzusuchen; immer „werde ich ferne sein; denn nicht an dir ist es, „meine Schmach zu theilen. Ob ich sie aber „überleben werde? —

„Klara."

„Die Unglückliche hat ihre Schmach nicht überlebt," bemerkte Herr B., „Josephine schmetterte dieses Ereigniß auf's Neue nieder."

„Es gab ihr den Todesstoß, wollten Sie sagen; o schonen Sie mich nicht, ich bin auf Alles gefaßt;" erwiederte Robert.

„Den Todesstoß gab ihr diese Nachricht nicht, noch größern Leiden war die Dulderin aufbewahrt, noch hatte sie den Becher nicht ausgetrunken bis auf die Hefe;" sagte Herr B. „Von jenem Augenblicke an, als Josephine ihre theure Klara in Schmach und Elend erblickte, erhielt sie nicht die geringste Nachricht über deren Lage, trotz alles

Nachfragens; sie wollte in ihrem Unglücke verborgen bleiben. Wenn schon das traurige Wiedersehen Josephinens Seele tief ergriff, wie fürchterlich mußte ihr Schmerz gewesen sein, als die Leiche vor ihren Augen lag!

„Nicht lange hernach wurde ich in dieses Haus gerufen, Josephine befand sich in der Wohnstube am Tische, umgeben von ihren Kindern, welche neugierig ihre Mutter betrachteten. Ihr Blick war auf ein Blatt geheftet, welches sie fest in ihrer Hand hielt. Auf meine Frage, was es sei, sagte sie mit dumpfer Stimme:

„Todt! todt! sie haben ihn gemordet!"

„Wer ist gemordet?" fragte ich erschrocken.

„Sie haben ihn gemordet!" murmelte sie vor sich hin, warf das Papier auf den Boden und lief wild im Zimmer umher. Ich hob das verhängnißvolle Blatt auf; es war ein Todtenschein, vom Rector der Universität, so wie von andern Beamteten unterschrieben, daß Herr Robert ***, in einem Pistolenduelle tödtlich verwundet worden und in Folge davon gestorben sei."

„Unerhörte Schändlichkeit!" ruft Robert, die

Hände ringend. „Und Josephine konnte das glauben, nachdem sie erfahren, wie oft sie schon hintergangen worden?“

„Die Unglückliche konnte nicht mehr untersuchen, der Sturm war zu heftig und dazu mit Belegen ausgerüstet, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten;“ bemerkte Herr B., und legte denselben Sterbeschein den Freunden vor und beide sahen leider ein, mit welcher Genauigkeit alles, selbst das gerichtliche Formular und die legitimen Unterschriften, nachgeahmt waren, daß auch ein erfahrenes Auge es für ächt halten konnte.

„Vielleicht hätte dieser, wenn auch gefährliche Angriff, noch an Josephinens Gemüth gescheitert; allein das letzte verzehrende Gift fehlte nicht, der zerrütteten Verstand zu verwirren. Sie lesen in dem hier beigelegten Blatte diese Anmerkung:

„Auf die Fragen, welche an den Sterbenden gerichtet wurden, antwortete dieser nichts, als er zog einen Ring von seinem Finger, mit der einzigen Bitte, man möchte denselben seiner Josephine, deren Geschenk er sei und dessen Adresse er angab, übersenden und ihr

„schreiben, Robert habe diese Welt mit der Erin-
„nerung an seine Geliebte verlassen; sein letzter
„Gedanke sei Josephine.

„Um den letzten Willen eines sterbenden,
„hoffnungsvollen Jünglings zu ehren, hat man
„auch dieses sein Verlangen erfüllt und, mit ihrem
„Schmerze vereint, beweinen wir den Hinge-
„schiedenen.“

Zur letzten Bekräftigung der Wahrscheinlich-
lichkeit dieses Schreibens, wies Herr B. den
fraglichen Ring den überraschten Freunden vor.

„Es ist der Ring,“ sagte Robert, „welcher
Josephine mir auf jenem Hügel des Bergschuttes
überreichte. Ich glaubte ihn in Paris verloren
zu haben, nun hat man ihn mir gestohlen und
das Unterpfand unserer Vereinigung zum Werk-
zeuge der Trennung gemacht, Josephinen den
Verstand zu rauben. Wilhelm!“ rief er wüthend,
indem er aufsprang und die Faust ballte: „Wil-
helm! du hast deinen Zweck erreicht, du hast den
Frieden zweier Herzen vernichtet und rächst dich
fürchterlich an deinem Schüler!“

Robert verlangte von Herrn B. die Fortse-

tzung nicht mehr; dieser erzählte demnach weiter:

„Sie haben ihn gemordet!“ rief die Unglückliche immer, indem sie von einer Ecke des Zimmers in die andere rannte. Endlich schien sie etwas ruhiger, heftete ihre starren Blicke auf den Boden, als dächte sie nach über etwas und murmelte: „Sein letzter Gedanke war Josephine! „Josephine!“ schrie sie plötzlich, riß die Thüre auf, stürzte in das Nebenzimmer, wo ihr jüngstes Kind schlief, faßt dieses, drückt es krampfhaft zwischen ihren Händen und schreit wild: „Sie „haben deinen Vater gemordet, du sollst nicht „mehr leben!“

Der Erzähler hielt bei diesen Worten inne, betrachtete Roberten, der verlegen sein Haupt senkte. Eine lange peinliche Pause, während ein heißer Kampf in Roberts Busen wüthete. Schmerzliche Reue zernagte sein Inneres, er machte sich bittere Vorwürfe über seiner Unbesonnenheit: bin ich nicht die einzige Ursache an Josephinens Unglück? fragte er sich hoffnungslos. Doch vielleicht ist Josephine todt, dachte er, vielleicht hat sie

den Anfall von Wahnsinn nicht überlebt, tröstete er sich, indem er den Trauerkleidern des Herrn B. einen forschenden Blick zuwarf.

Franz, der bisher in stummem Schmerze hinbrütete, ergriff die Hand des Herrn B. und bat ihn, die Trauerscene zu enden.

„Nur mit der äußersten Anstrengung," sagte dieser, „gelang es meinen Kräften der Rasenden ihr Kind zu entreißen und das schuldlose Geschöpf ihren Händen zu entwinden. Denn bereits hatte sie einen Anfall jenes heftigen Wahnsinnes, gegen den wir nur Gewalt anwenden können, ergriffen und sie forderte mit dem furchbaren Ungestüm der mit diesem Uebel Behafteten ihr jüngstes Kind, um es zu erwürgen. Jeder Versuch, die entsetzliche Krankheit zu heilen, scheiterte bisher und wir waren gezwungen, sie aus dem Hause zu entfernen, der Kinder wegen. Sie befindet sich nun in jenem Stalle, den Sie von diesem Zimmer aus sehen können."

„Josephine! meine unglückliche Josephine!" schrie der erschütterte Robert, indem er schüchtern nach jener Gegend zublickte, wo seine Geliebte

mit dem Viehe eine Wohnung theilen mußte, abgeschlossen von jedem vernünftigen Wesen. Bittere Thränen entströmten seinen glühenden Wangen und die Anwesenden störten ihn nicht, seinem Schmerzen freien Lauf zu lassen.

„Führen Sie mich hin!“ bat er Herrn B. wehmüthig, nachdem sich die Bewegung seiner Gefühle etwas gelegt hatte.

„Noch bin ich nicht zu Ende,“ erwiederte dieser; „gestern fand in diesem Hause die Eröffnung der Hinterlassenschaft Josephinens statt, von gerichtlichen Personen begleitet. Gleichzeitig erschien ein Jesuit mit einem von Josephinen eigenhändig unterzeichneten Vermächtnisse, gemäß dessen ein beträchtlicher Theil ihres Vermögens seinem Orden zugesprochen war. So unwahrscheinlich uns Allen die Forderung vorkam, ebenso unerwartet überraschten uns deren Beweise leider; denn nicht nur war die Unterschrift ächt und gerichtlich besiegelt, sondern es fehlten auch Zeugen nicht, welche das Begehren des Paters eidlich bekräftigten und man hatte nichts zu thun, als das Vermächtniß zu vollziehen.“

„Sind denn diese Schurken allmächtig?“ rief Franz, empört über diese ungeheure Betrügerei.

„Auch hier hast du deinen Zweck erreicht, abscheulicher Wilhelm!“ murmelte der gänzlich niedergeschmetterte Robert.

„Ich beschwöre Sie, führen Sie mich hin zu Josephinen, daß ich sie noch zum letzten Male sehe,“ sagte er zu Herrn B. und der erste Schmerz überfiel ihn mit seiner ganzen Heftigkeit und er weinte, wie ein Kind.

„Um Gottes willen! schonen Sie sich; ersparen Sie sich einen traurigen Anblick, der Ihre Ruhe noch mehr gefährden, Josephinen aber nichts nützen wird. Entfernen Sie sich lieber von diesem Orte, der Ihnen nur düstere Erinnerungen aufzwingt;“ stellte Herr B. vor und trat auf Roberten zu.

„Ich will mich ermannen,“ entgegnete dieser, „fest will ich hintreten vor sie; aber noch einmal sehen muß ich Sie, wenn sie auch unrettbar für mich verloren ist.“

Es ist also den Umtrieben Wilhelms gelungen, seine Opfer zu verderben. Er kannte die Beschaffenheit von Josephinens Gemüth zu gut, als daß ihm alle Angriffe auf dasselbe hätten fehlschlagen sollen; er wußte, welche empfindliche Wunden die Liebe ihm schon beigebracht, wessen bedurfte es daher noch, um die Ruhe ihrer Seele vollends zu zerstören, sie einem bleibenden, elenden Wahnsinne die Arme zu werfen? Hatte er in Paris nicht seine Helfershelfer, wie in den kleinen Kantonen, wenn es sich darum handelte, den Beutel seines Ordens zu spicken! Eine Kleinigkeit war es diesen religiösen Tausendkünstlern, Roberts Aufenthalt zu erfahren, seinen Ring zu erhaschen und nun mit dem falschen Todtenscheine, der überflüssig mit Wahrscheinlichkeit ausgestattet war, Josephinen zu Boden zu werfen, nachdem ihre Seelenruhe durch Klärchens doppeltes Unglück bereits untergraben war.

Doch wir wenden uns wieder zu Roberten.

Er verharrte auf seinem Begehren; noch einmal wollte er sie sehen, die er für sich geschaffen

glaubte. Herr B. schlug es ihm nicht ab und traurig, als gingen sie den letzten Gang, nahten sie dem Stalle, wo die Unglückliche ihre letzten Tage vertobte. Klopfenden Herzens horchten alle drei an der Thüre der armseligen Wohnung.

„Sie haben deinen Vater gemordet, du sollst nicht mehr leben!“ hörte man sie rasend schreien und sie stampfte dabei wüthend auf den Boden, als wollte sie ihr Kind zertreten. Wie entstellt war ihre Stimme, die Robert bisher nur von der liebenswürdigen Seite kannte! wie verschieden dieser grelle Ton von den traulichen Lauten ihrer Gespräche! kaum hielt Robert seine Thränen zurück.

Nach und nach ward sie ruhiger und zitternd bat Robert, zu öffnen. Allein trat er in das geräumige Gemach, in welchem sich seine Liebe befand. Als sie das Knarren der Thüre hörte, wandte sie sich um, blickte den Kommenden starr an, maß ihn dann vom Kopf bis zu den Füßen, wie man Einen anstaunt, wenn er nach langer Abwesenheit unverhofft und unerkannt zurückkehrt; die fire Idee ergreift sie und scheu läuft sie an das äußerste Ende des Zimmers, laut heulend:

„Sie haben ihn gemordet! sie haben gemordet!“

„Sie haben ihn nicht gemordet, Josephine! dein Robert lebt und ist hier!“ schluchzte er und wollte sie umarmen; aber als stände ein Gespenst

vor ihr, floh sie auf die andere Seite ihres Gefängnisses, wenn er sich ihr nähern wollte.

„Josephine!“ ruft der zerrissene Robert wiederholt und wollte ihre Hand fassen; aber sie starrte ihn gefühllos und kalt an, es rollten dann auf einmal ihre Augen wild in der Höhlung herum und sprühten, ihre Lippen begannen zu schäumen, sie zerrieb wüthend ihr Kleid und stampfte heftig mit den Füßen auf den Boden, als habe sie etwas zu zerdrücken.

„Du sollst nicht mehr leben, deinen Vater haben sie gemordet!“ murmelte sie dann wieder und es wiederholten sich dieselben Auftritte.

Muthlos und selbst zerrütteten Herzens entfernte sich der arme Robert, mit dem einzigen, so zweifelvollen Gedanken, ob seine Geliebte nicht dem Wahnsinne entrissen werden könnte? Tagelang, so bemerkte Herr B., war sie ruhig und brütete in stummer Einsamkeit hin; aber nie erheiterten sich ihre verzehrten Züge. Welcher Unterschied! die vor einigen Monaten so blühende, reizende Josephine jetzt ein Zerrbild der Qualen, welchen sie anheimgefallen.

Alle Bemühungen Roberts, sie aus ihrem öden Wohnorte zu entfernen und in eine Privatirrenanstalt zu bringen, scheiterten an dem Starrsinn ihrer Verwandten, die sie, nach dem Rathe und auf Anstiften ihrer Geistlichen, nicht aus der

Gemeinde entfernen lassen wollten. Bei Einigen ging der tolle Unsinn sogar dahin, daß sie, in ihrer Böswilligkeit die Achsel zuckend, ausstreuten, es sei Josephinens Wahnsinn eine Folge ihres Leichtsinnes in Sachen der Religion. Weil sie dem Lichte unsers heiligen Glaubens nicht gefolgt, sei die Flamme ihres Verstandes ausgelöscht worden und es wäre demnach Sünde, sie der gerechten Strafe, welche Gott über sie verhängt, zu entziehen: so argumentirt ein irre geführter Pöbel und verbreitet es unter dem Schutze von Religionseifer. —

Welche Wirkung diese unheilvollen Stunden auf Roberten hervorgebracht, können wir mit Worten nicht wiedergeben. Fast zweifeln wir nicht mehr daran, daß er derselben Melancholie anheimgefallen wäre, hätte Franz die Aufmerksamkeit seines Geistes nicht auf andere Gegenstände geleitet. Abgestumpft für jede andere Beschäftigung, war er nur der einzigen traurigen Erinnerung voll und schien nur ihr leben zu wollen. Grausam zerfleischte er sein Gemüth durch unverdiente Vorwürfe, daß er große Schuld an Josephinens Unglück trage. Am späten Abend erblickte man ihn noch auf einsamen Spaziergängen, der früheste Morgen sah ihn im Freien, seinen Schwärmereien nachhängend und den Tag hindurch schloß er sich in sein Zimmer ein, alle gesellige Unter-

haltung vermeidend, wie der ärgste Mißantrope. Kurze Zeit solcher Zerrissenheit des Gemüthes war hinreichend, seine blühende Gesichtsfarbe zu bleichen und nicht ohne Grund fürchtete man für seine Gesundheit. Endlich nach langem vergeblichen Zureden und Mahnen; gelang es freundschaftlichen Bemühungen, ihn einem bessern Leben wieder zu gewinnen. Aber zu Hause hatte er kein Bleiben mehr, er mußte die Schweiz verlassen, es drängte ihn furchtbar, nachdem er sich ermannt, den Gegenden, welche Zeugen seines Glückes waren, Lebewohl zu sagen und vor seinem Scheiden sandte er mir sein Tagebuch, in welchem die unglückliche Liebe zu Josephinen aufgezeichnet, zum Andenken an sein treues Herz mit folgendem Briefe:

„Theurer Franz!

„Den letzten Tag, welchen mein Fuß auf dem Boden meiner Väter verweilt, will ich damit zubringen, meinen wenigen Theuren Lebewohl zu sagen. Meine Hand — kann ich dir nicht reichen. Ich weiß, du könntest dich der Thränen nicht enthalten, ich würde kindisch weinen und vielleicht nicht standhaft genug sein, von der Seite meines treuen Freundes zu scheiden. Warum uns mit solchen Trauerscenen quälen!

„Hiemit sende ich dir mein Tagebuch, die Geschichte meines Lebens; mögest du durch dessen

Betrachtung zu dem Bewußtsein gelangen, welches ich nach vielen Verirrungen errang, daß Seelenstärke das Einzige ist, was uns den Stürmen eines grausamen Schicksales entreißt. Wache über dein Herz! —

„Du findest in diesen Blättern, daß ich mit Wohlgefallen an der Schilderung der Tage meines Glückes verweilte und furchtsam an den Klippen vorübereilte, nachdem ich oft dem Scheitern nahe gewesen. Erforsche die Triebe menschlicher Natur und du hast meine Entschuldigung.

„Vor meinem Scheiden wallfahrtete ich noch das letztemal in die Heimat meiner Liebe; auch jener Hügel, mitten in den Schutthaufen des Roßberges, wo wir unsere Ringe wechselten, besuchte ich und betrachtete mit Wehmuth die Trümmer eines blühenden Thälchens, welche prophetische Zeugen von der Zukunft meiner Liebe waren. Denn gleicht mein Geschick nicht diesen gräßlichen Ruinen, welche die Hoffnung so vieler Seelen begruben? Von da ging ich niedergeschlagen dem Wäldchen zu, dessen Anhöhe der gewöhnliche Ruheplatz meiner Spaziergänge mit Josephinen war: welche Veränderung! Jeder Fuß dieses Bodens hat seine Bedeutung, denn Josephine ruhte hier, dort besprachen wir unser Verhältniß unter dem Schatten malerischer Baumgruppen, welche nur eine öde Grabesstätte zu be-

wachen scheinen. Wie öft ergötzte mich in Tagen der Wonne das lustige Plätschern der Quellen, jetzt ist es für mich ein Seufzen der Natur, die zu weinen scheint beim Untergange ihrer liebenswürdigen Tochter und ihre Thränen in Strömen über die Felsen gießt. Wie umheimlich wird mir dieses kleine Paradies meiner Wünsche! Die schönen Gebüsche, sind sie nicht hingepflanzt auf das Grab meines Glückes? Einst freute ich mich, wenn ihre wogenden Blätter vom Hauche lispelnder Abendwinde durchzogen, rauschten; ich dachte mir dabei die Zephyre der Götterwelt, welche das trauliche Gespräch zweier Liebenden belauschen: jetzt war es für mich der laue Luftzug über Gottesäcker und ich beeilte mich, diesen Ort des Todes zu verlassen.

„Der Kampf ist überstanden. Du hast den Genius der Rettung an meine Seite gerufen, mich einem siechen Hinwelken entrissen. Tief in meine Seele drang der Stoß, welchen mir die Tücke meiner Feinde versetzte; aber statt auf eilige Heilung zu denken, weidete ich am Bluten des eigenen Herzens, zog mit langsamer Grausamkeit den Dolch aus der Wunde, versuchte seine Schärfe wieder, und machte auf diese Weise die Wunde lebensgefährlich. Du hast mich geheilt, aber um mein Herz vollends zu retten, ist Flucht nöthig, eilige Flucht.

„Nenne mich nicht feig, wenn ich von Fliehen

spreche; denn du kennst die Erregbarkeit meiner Gefühle, du kennst die sentimentale Seite meines Charakters, die mich oft dem Verderben nahe brachten; du weist, welche Gewalt jeder Schlag des Schicksals auf mich übt und besonders die Macht der Erinnerung: o dieses Alles würde in Augenblicken trüben Nachsinnens meine Vorsätze niederwerfen.

„Allein wohin fliehen? wird mein Franz fragen; es begleiten dich die Gefühle überall, auch dein Herz bleibt dein eigen, wenn du an das Ende der Welt kömmst. — Ich leugne dieses keineswegs, mein Theurer! allein wird nicht eine anhaltend strenge, regelmäßige Beschäftigung, wie sie das Kriegsleben fordert, die Flügel wehmüthiger Erinnerungen hemmen? wird nicht Schlachtengetümmel und Kanonendonner die Stimme eines aufgeregten Herzens zum Schweigen bringen? — o gewiß! und dann — meine Hoffnung, bald, vielleicht im ersten Gefechte schon, den Tod der Ehre zu sterben — doch ich will dich nicht betrüben.

„Zu diesem Zwecke ließ ich mich unter die freiwillige Schaar nach Algerien anwerben, um als Militärarzt den Feldzug mitzumachen. Ich wiederhole dir: ich kann und darf nicht hier bleiben um meiner eigenen Rettung willen. Dieser Vorsatz ist das Erzeugniß der Prüfung in der Schule bittern Leidens und mit W e s s e n b e r g rufe ich aus:

— — — was vermöchte Trug

Und Wahrheit in der Menschenbrust zu scheiden,
Schlüg' nicht an sie der Wetterschlag der Leiden.

„Wenn dieser Brief in deinen Händen liegt, habe ich bereits Frankreichs Gränze überschritten, sehe dich, Helvetien nicht mehr, außer wenn vielleicht der Sturm vertobt und ich, auch jenseits des Meeres durch viele Erfahrungen bereichert, mein Vaterland wieder besuchen darf.

„Lebe wohl und erinnere dich bisweilen

„deines Robert."

Getreu führte der vom Schicksale so hart Geprüfte seinen Entschluß aus; den kaum hatte ich obigen Brief gelesen, eilte ich Roberts Wohnorte zu, traf ihn aber nicht mehr. Er war schon nach seiner Bestimmung verreis't; ob er je Europa's Gestade wieder betreten, ob seine Heimat wiedersehen wird, können wir freilich nur hoffen.

Josephine liegt gegenwärtig auf dem Krankenbette. Denn nicht lange hielt ihr zarter Körperbau die Anfälle des furchtbaren Wahnsinnes aus. Noch zeigt sich keine Spur des Wiederkehrens ihrer Besinnung, obwohl sie immer schwächer wird. Wir erwarten das baldige Ende ihres Duldens.

Curando quædam fieri majora videmus
Vulnera, quæ melius non tetigisse fuit.

Zettle

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuefer, F. X. A.

Scenen aus den Urkantonen 1. Bdch. Lehrer und Schüler, nach wirklichen Begebenheiten bearbeitet von F. X. A. Kuefer

Wädensweil 1846

P.o.germ. 779 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113169-3